oll.
5
.2

It. coll. 85, A-5,2
(A, 5, 2

<36622471920018
<36622471920018
Bayer. Staatsbibliothek

Af. coll. 85 / A, 5, 2

Reiſe
nach der weſtlichen
Küſte von Africa
in den

Jahren 1786 und 1787.

von

L. Degrandepré.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

und

mit Anmerkungen verſehen.

Von

M. C. Sprengel.

Weimar,

im Verlage des Induſtrie-Comptoirs.

1801.

60 B
I Bd.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Die Nebenländer der Portugieſen in Africa, nebſt den Negerſtaaten welche in ihrer Nachbarſchaft liegen, und in ſehr geringer Verbindung mit dem Mutterlande ſtehen, ſind nach ihrem Umfange und gegenwärtiger Beſchaffenheit äußerſt unbekannt, weil die Regierung eine getreue Darſtellung ſo vieler bisher ganz vernachläſſigten Provinzen nicht zu begünſtigen ſcheint, auch der Nation ſelber die nähere Kenntniß ihrer alten Entdeckungen noch kein Bedürfniß geworden iſt. Daher erfüllen inländiſche Verſuche die Kenntniß dieſer und anderer portugieſiſchen Colonien aufzuhellen, ihren Plan ſo unbefriedigend, wie einzelne Verſuche in den

Schriften der Liſſabonner Academie der Wiſſenſchaften und neuere Werke über Braſilien beweiſen. Nicht ſelten iſt das Publicum mit dergleichen ſeynſollenden Aufklärungen getäuſcht worden, wie Deutſchland in dieſem Jahre erfahren hat. In voriger Oſtermeſſe erſchien unter andern des Biſchofs da Cunha de Azeredo Coutinho Verſuch über Portugals Handel mit ſeinen Colonien (Liſſabon 1794. kl. 4.) deutſch überſetzt. Obgleich der Verf. in Braſilien ſchrieb, und man von ihm gewiß neue Aufſchlüſſe über dieſen dunkeln Gegenſtand zu erwarten berechtigt war, ſo hat er uns doch nur Auszüge aus Monteſquiou, Raynal, Bielefeld und andern gegeben, und mit ihnen eine gelehrte Fehde angefangen. Man muß daher mehr bewundern, wie dieſe ketzeriſchen Schriften nach Fernambuk dem Sitze des Biſchofs gelangten, als daß er ſo wenig von Braſilien, und noch weniger von dem weſtlichen Africa erfahren konnte, das mit Braſilien in ſo alter, in unſern Zeiten nie unterbrochner Handelsverbindung ſtand.

Was wir von den weſtafricaniſchen, Braſilien gegenüber liegenden Negerländern wiſſen, haben uns ſeit zweihundert Jahren fremde Miſſionarien und Seefahrer aufgezeichnet. Dieſe bereiſeten entweder das weiland mächtige Reich Congo, oder die ſeitdem davon abge-

riſſenen Provinzen, Loango, Sogno, Angola und Bengela. Sie erſtrecken ſich ſämmtlich vom Vorgebirge Lope Gonſalvez bis zum Fluſſe St. Franciscus, und nur ein Theil davon iſt den Portugieſen wirklich unterworfen, ſo oft ſie auch ihre Herrſchaft jenſeit des Maſſula und Zairefluſſes auszudehnen geſucht haben. Sie theilen daher ihr eigentliches Gebiet in Angola, wovon Loanda di St. Paulo die Hauptſtadt, und Bengella wovon St. Felippe de Bengella der Hauptpoſten iſt.

Die Negerländer nordwärts des Zairefluſſes bis Cap Lope Gonſalvez, ſind bisher mehr von Europäiſchen Sclavenhändlern als von Portugieſen beſucht worden, und auf ihre Beſchreibung hat ſich Herr Degrandpre in der hier auszugsweiſe zuſammengedrängten Reiſe (Voyage a la Cote occidentale de l'Afrique dans les annees 1786. et 1787. Paris 1801. 2 Vol. 8.) eingeſchränkt. Er ertheilt darin vom Reiche Loango Nachricht, welches in neuern Zeiten an Herrn Projart einen ſehr unterrichtenden Beſchreiber gefunden hat. Aber welche Länder der ſogenannte König von Loango beherrſcht, oder ehemals zu ſeiner Herrſchaft rechnete, darüber ſind wir noch lange nicht belehrt. Dieſe haben mancherley Revolutionen erlitten, die Herrſchaft der Könige von Loango, war über Anjoi, Cacongo, Jomba, (Majomba) nie feſt gegründet, die

innern Diſtricte ſind gar nicht, oder ſelten beſucht wor den, und Völker die weder leſen noch ſchreiben können, haben keine deutliche Vorſtellung von Landesgrenzen. Daher nennen ältere Reiſebeſchreiber den Theil der Küſte Loango, der ſich vom Cap Lope Gonſalvez bis an den Zairefluß ausdehnt, und daſſelbe von Sogno ſcheidet. Nach Proiart hat es eine noch geringere Ausdehnung, die ungefähr zwanzig Meilen von Norden nach Süden beträgt, nämlich, die Küſte von Loango reicht vom Dorfe Makanda 4° 45′ ſüdlicher Breite bis zum Fluß Loango Luiſe, ſo daß weder Majomba noch Cacongo dazu gehören. Ob Proiart ſeine Angabe aus den von ihm bearbeiteten Miſſionsberichten gezogen habe, davon ſagt er nichts. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß er bei dieſer Beſtimmung Barbot oder Dapper folgte, die beide den Fluß Luiſa als ſüdliche Grenze annehmen. Nach Herrn Degrandpré hat Loango aber einen größern Umfang, und da er dort außer ſeinem Handel ſich mit Erforſchung des Landes beſchäftigte, und von den ſchwarzen Mäklern leicht erfahren konnte, was 1787 zu Loango gehörte, ſo ſcheint ſeine Angabe zur Zeit die richtigſte zu ſeyn. Gegenwärtig heißt alſo Loango die ganze Küſte vom Kap St. Catharina, bis zum Ambriz-fluſſe, und begreift außer Loango ſelber die Provinzen Majomba, Cacongo, Anjoi und Sogno, welche man ſonſt für unabhängige Reiche hielt. Sie haben zwar

ihre eigene Fürſten, die aber dem König von Loango unterworfen ſind, auch haben ihre Prinzen Hoffnung, den Thron von Loango zu beſteigen.

Wie wenig das heutige oder ehemalige Loango bekannt war, beweiſt die Beurtheilung der Reiſebeſchreiber und Geographen, in denen ſich Nachrichten von Loango, Cacongo ꝛc. finden, mit welchen der Herausgeber des verdeutſchten Projard ſeine Ueberſetzung bereichert hat. Loango und die benachbarten Negerſtaaten waren den Portugieſen ſchon ſeit 1484 bekannt, wie die Namen vieler Flüſſe und Vorgebirge bezeugen, und der erſte gewiß bekannte Entdecker dieſer Länder, Diego Can, landete 1484 in der Nähe des Zaireflusses. (Barros Aſia, T. I, S. 39.) Von ſeinen Landsleuten, oder andern Europäern, die ſeiner Spur folgten, war Eduard Lopez von Benevento in Portugal gebürtig, der erſte, welcher die Abweichungen dieſer Länder von dem was er ſonſt geſehen hatte, aufzeichnete. Er kam 1578 wahrſcheinlich in Handelsgeſchäften nach Congo, und ward nach einem Aufenthalt mehrerer Jahre vom Fürſten von Congo, als Geſandter an den König von Spanien, Philip II. und den Pabſt in Rom geſchickt, um von beiden Gehülfen zur Ausbreitung des Chriſtenthums in den Negerländern zu erlangen. In Madrid trat er in den geiſtlichen Stand, und ging,

weil den damaligen Beherrſcher Portugals wichtigere Gegenſtände beſchäftigten, als die geiſtlichen Angelegenheiten von Congo, nach Rom, dort ward er nicht viel beſſer aufgenommen, kehrte jedoch, weil er unter päbſtlicher Begünſtigung unter den Negern ein Seminarium und Hoſpital ſtiften wollte, nach Congo zurück, und iſt dort bald darauf geſtorben. Seine Beſchreibung von dieſen africaniſchen Ländern, (Relazione delle Reame Congo e delle circonvizinie contrade tratte delle dalli Scritti eragionamenti di Odoardo Lopez per Filippo Pigafetta. Roma. 1591. 4.) iſt nicht von ihm ſelbſt, ſondern von dem auf dem Titel genannten Pigafetta aus ſeinen Papieren und mündlichen Erzählungen, ohne allen Plan und Ordnung zuſammengetragen, daher Pigafetta und Lopez zuweilen mit einander verwechſelt, oder als zwei ganz verſchiedene Reiſebeſchreiber citirt werden. Lopez Bericht iſt hernach aus dieſer Urſchrift engliſch, lateiniſch, deutſch und holländiſch überſetzt worden. Er oder ſein Herausgeber verbreitet ſich nicht blos über die von ihm beſuchten Gegenden, ſondern auch über die unbekannten Negerländer im Innern Africa, das Vorgebirge der guten Hoffnung, die Länder der Kaffer in Oſtafrica, ſelbſt über Abiſſinien, die Inſel Madagascar und die Quellen des Nils. Auſſer den Kriegen, welche die Neger zu ſeiner Zeit mit einander führten, und den Bemü-

hungen der Portugieſen hier das Chriſtenthum auszubreiten, beſchreibt Lopez die Reiche Congo und Loango am ausführlichſten. Das erſtere wird von ihm in dieſelben ſechs Provinzen vertheilt, welche neuere Reiſebeſchreiber ebenfalls kennen. Einzelne Naturmerkwürdigkeiten detaillirt er ſehr genau und deutlich, wie unter andern ſeine Beſchreibung des Zebra beweiſt. Freilich muß man die Amazonen in Africa und andere Fabeln auf die Rechnung ſeines Zeitalters ſchreiben, allein den größten Theil ſeiner Beobachtungen haben ſpätere Erfahrungen beſtätigt.

Faſt zu gleicher Zeit kam der Engländer, Andreas Battel, nach Congo. Er ſchiffte 1589 als Freibeuter nach Zerſtörung der unüberwindlichen Flotte, nach dem la Plataſluß, um ſpaniſche reichbeladene Schiffe zu kapern, gerieth aber in die Gefangenſchaft der Spanier, und ward als Seeräuber nach Congo transportirt. Da Battel wegen wiederholter Verſuche ſich wieder in Freiheit zu ſetzen, geraume Zeit in Ketten und Banden lag, zuweilen in den Grenzpoſten gegen die unbezwungenen Neger als Soldat dienen mußte, oder gezwungen war unter den roheſten Wilden zu leben, ſo hatte er freilich Gelegenheit genug, die ſeltenſten Nachrichten einzuziehen, allein deſto weniger ſeine Erfahrungen zu ſammeln. Indeſſen er vermeidet in ſeinem

Bericht von den erlebten wunderbaren Schickſalen, Fabeln und Uebertreibungen ſorgfältigſt und beſtätigt viele von Lopez manchen unglaublich ſcheinende Angaben. Letzter verſichert unter andern, europäiſche Hunde würden von den Negern ungeheuer bezahlt, weil die ihrigen nicht bellen können, und daß für einen Hund wol drei und zwanzig Sclaven hingegeben würden. Battel wiederholt eben daſſelbe ohne etwas von Lopez zu wiſſen und berichtet daß ein Hund dorten den Negern dreißig Pf. St. koſte, welches nach damaligen Negerpreiſen wenigſtens zwölf Sclaven beträgt. In Loango verweilte Battel drei Jahre, und ihm waren die Städte Loango, Majomba, Cabenda nicht unbekannt, auch nennt er die Provinzen Anjoi, und Cacongo. Zu ſeiner Zeit begrenzte der Zairefluß das Reich Loango gegen Süden, und es war in vier große Herrſchaften vertheilt, deren Namen er vielleicht bei ſeiner Zuhauſekunft vergeſſen hatte, die aber Samuel Blomerts und Dapper uns erhalten haben. Nach dieſen hießen ſie Loangiri, Loangomongo, Chilongo und Piri. Er bemerkt zuerſt was ſpätere Reiſende längſt beſtätigt haben, daß Negerweiber zuweilen weiße Kinder gebähren, die zu ſeiner Zeit Dondos genannt wurden, und dem Könige als Zauberer dienten. Man ſagte ihm auch, daß öſtlich von Majomba (Gomba) ein Volk aus Zwergen beſtehend wohnen ſolle, Matimbas genannt, welche nicht größer

als zwölfjährige Knaben waren. S. Andreas Battels Reiſe nach Braſilien und Angola in Purchas Pilgrimes T. II. S. 970 ꝛc. und P. van der Aa Verſameling der gedenkwaardigſten Zee en Land Reyzen D. XX. S. 1 bis 46.

Nach Battel der faſt achtzehn Jahre mit dieſen und andern Abentheuern außerhalb ſeines Vaterlandes zugebracht hatte, fand ſich lange Zeit kein Reiſender nach dieſen Ländern, der ſeine Fährlichkeiten unter den Horden verzeichnet hätte. Von Zeit zu Zeit ſind freilich Miſſionarien nach Angola geſchickt worden, allein ihre Berichte ſind entweder verloren gegangen, im Archiv der Propaganda vermodert, oder dieſe Geiſtlichen hatten keine Neigung die Völkerkunde zu erweitern, konnten vielleicht auch nicht wegen ihrer religiöſen Geſchäfte und anderer Abhaltungen an Länderbeſchreibungen denken. Nur wenige von ihnen kamen nach Loango, und diejenigen welche ſich in einige Provinzen dieſes Negerreichs wagten, erwähnen daſſelbe nur beiläufig. Daher findet man bei den erſten Negerbekehrern Dyoniſ. Carli, und Michael Angelo di Gattina, welche blos Congo bereiſeten wenig mehr, als die Anzeige ihrer Amtsverrichtungen, beſchwerlichen Reiſen, und einzelner Gegenſtände, die ihre Aufmerkſamkeit reizten. (Angelo de

Gattina, e. Dionigio Carli di Piacenza Viaggio nel regno di Congo Regio 1672. 12. franzöſiſch in Labat Ethiopie occidentale. T. V. S. 1 — 268).

Ihnen folgte 1682 der Kapuziner Hieronymus Merolla, von Sorrento, nach Congo, Sogno, und Loango. Obgleich ſeine Reiſe (Angelo Picardo relatione del Padre Geron. Merolla da Sorrento nel Regno di Congo Napoli 1692 8. engliſch in Churchills Collection of Voyages V. I. S. 650 ꝛc.) ſich eigentlich mit ſeinen und ſeiner Gefährten Schickſalen beſchäftigt, und eine Menge alltägliche Vorfälle wie ſeine Zwiſtigkeiten mit engliſchen Sclavenhändlern enthält, ſo findet man darin doch einzelne geographiſche Aufſchlüſſe. Am ausführlichſten hat Merolla die Provinz Sogno beſchrieben, und Loango kömmt bei ihm nur beiläufig vor. Er ſcheint aber daſſelbe mit Cacongo für ein und daſſelbe Reich zu halten obgleich beide eigene Könige hatten. Sonſt ſtimmt er bei den Sitten der Neger und der Beſchaffenheit des Landes mit ſeinen Vorgängern überein.

Andere Miſſionarien der römiſchen Kirche haben uns ebenfalls die weſtlichen Neger-Länder beſchrieben, nur nicht Loango, oder die dazugehörenden Provinzen jenſeit des Zairefluſſes. Von ihnen hat der Capuziner

Johann Anton Cavazzi de Monte Cucullo, die Reiſche Congo und Angola am ausführlichſten behandelt. Er war zweimal in den weſtlichen Negerländern. Auf der erſten Reiſe kam er 1654 nach Congo und blieb hier vierzehn Jahre. Um 1668 kam er wieder nach Rom zurück, und ertheilte hier der Propagande einen ſehr detaillirten Bericht von ſeinen geiſtlichen Verrichtungen und der Beſchaffenheit des weſtlichen Africa. In Rom fand man ſeine Beobachtungen ſo wichtig, daß er den Auftrag erhielt ſolche zum Druck abzufaſſen. Da ihm aber die portugieſiſche Sprache wegen ſeiner langen Abweſenheit geläufig geworden, oder ſein Bericht mit vielen Negerausdrücken angefüllt war, ſo erhielt ein anderer Mönch Fortunatus Alamandini von Bologna den Auftrag des Verfaſſers Handſchrift unter ſeinen Augen italieniſch zu überſetzen. Alamandinis Arbeit ward hierauf 1687 in Bologna gedruckt und hernach vom Vater Labat frei ins franzöſiſche überſetzt, und aus andern Berichten vermehrt. Labats Ueberſetzung füllt den größten Theil ſeiner Relation hiſtorique de l'Ethiopie occidentale. T. I — V. Paris 1732 und Cavazzis Beſchreibung von Congo, Angola und Matamba nimmt darin die drei erſten Bände und den größten Theil des vierten ein. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts beſchrieb ein anderer Capuziner Anton Zuchelli von Gradiſca ſeine Schickſale unter den Negern. (Zuchelli relatione de l'Viaggio e miſſione

de Congo nell Ethiopia inferiore occidentale, Venet. 1712 4. deutſch Frankfurt 1712 4.) Er hat in dieſer Reiſe außer den Nachrichten von Congo eine weitläufige Relation ſeiner Reiſe durch Spanien, Bemerkungen über Braſilien, und ſogar was wohl keiner hier erwarten möchte, die Beſchreibung der Feierlichkeiten eingeſchaltet, welche in Liſſabon bei der Ankunft des Königs Carl III. von Oeſterreich, und bei ſeiner Abreiſe nach Spanien veranſtaltet wurden. Was er über Congo zuſammentrug beſteht vorzüglich in ſeinen Miſſionsverrichtungen, er verräth aber in ſeinem Bericht, den dickſten Aberglauben. Er verſichert, daß viele von den Negerſclaven, welche während des Transports von Angola nach Braſilien ſterben, wirklich vom Teufel geholt würden. So ſagt er S. 501 der deutſchen Ueberſetzung: Viele von dieſen Schwarzen, welche von aller Krankheit frei waren, erwählten, wegen des einzigen Widerwillens nach Braſilien zu gehen freiwillig zu ſterben, indem ſie ſelbſt die Augen und die Hände verkehrten, wurden ſie vom Teufel erſtickt, wegen der Verträge, die ſie mit ihm hatten. Dieſer Disordre demnach, wenn ſie nicht ſo geſchwinde effectuiret, oder von den Weiſſen gemerkt wird hilft das Feuer. Denn wenn ſie, da ſie ſterben wollen, anfangen die Zunge zu bewegen, und die Weiſſen fertig ſind, ihnen ſelbe mit einem glühenden Feuerbrande zu berühren, ſo läßt der Teufel von ſeiner

Ht. coll. 85 (A 5,1

Bibliothek
der
neueſten und wichtigſten
Reiſebeſchreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
ſyſtematiſchen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen andern Gelehrten geſammlet
und
herausgegeben

von
M. C. Sprengel.

Fünfter Band.

Mit Charten und Kupfern.

Weimar,
im Verlage des Induſtrie-Comptoirs,
1801.

Cob/50/365

Wirkung nach, und werden von dem Tode präſerviret; auf dieſe Art haben wir vielen Schwarzen das Leben erhalten.

Mehrere dieſer Beſchreibungen des weſtlichen Ethiopiens benutzte der bekannte holländiſche Arzt Oliver Dapper, der 1690 ſtarb, in ſeiner Beſchreibung von Africa, welche zuerſt 1668 in Amſterdam mit vielen Kupfern im Druck erſchien, und geraume Zeit als Hauptwerk über Negerländer gebraucht ward. Dapper war nie in den beſchriebenen Ländern geweſen, ſondern entlehnte ſeine Nachrichten aus den damahls vorhandenen Reiſebeſchreibern, denen er ohne Prüfung und Auswahl folgte, ſolche aber vorzüglich bei ſeiner Arbeit zum Grunde legte, welche am ausführlichſten die beſuchten Negerländer dargeſtellt hatten. Unter ſeinen Führern ſcheint ein gewiſſer Samuel Blomerts ein vorzüglich genauer Beobachter geweſen zu ſeyn. Dieſer Blomerts iſt aber ſo unbekannt, daß man nicht weiß, wenn er lebte, zu welcher Zeit er in Weſtafrica war, und welche Länder er bereiſete. In Loango und Congo war er gewiß. Denn eben bei dieſen Reiſen unterſcheidet ſich Dapper vortheilhaft von ſeinen Vorgängern, durch eine reiche Nachleſe vieler von andern überſehenen Gebräuche und Denkwürdigkeiten. Blomerts hat zuerſt die verſchiedenen Provinzen genannt, aus welchen das

Reich Loango beſteht, und nach ihm macht gleichfalls der Fluß Loango Luiſe deſſen ſüdliche Grenze. Er beſtätigt die ſonderbare Gewohnheit, daß Niemand den König eſſen oder trinken ſehen dürfe, weil nach der Meinung der Neger deſſen unausbleiblicher Tod darauf erfolge. Die blos von Lopez bemerkte Mode, die ſteifen Borſten der Elephantenſchwänze zu Halsbändern zu gebrauchen, war zu ſeiner Zeit noch nicht abgekommen. Wie Lopez in Congo war, pflegten die Neger ein einziges ſchwarzes Elephantenhaar mit zwei bis drei Neger zu bezahlen, nach Blomerts aber galten zu ſeiner Zeit hundert dieſer Haare 1000 Rees und funfzig der längſten eben ſo viel.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ſchifften Barbot und Caſſeneuve des Negerhandels wegen nach Congo. Sie beſuchten zwar Loango nicht eigentlich, wol aber etliche Handelsplätze in der Nachbarſchaft des Zaireſluſſes, welche Degrandpré zu Congo rechnet. Da indeſſen die Negerländer an beiden Seiten dieſes Fluſſes mit einander in uralter Verbindung ſtehen, einerlei Sprache reden, und überhaupt in Sitten und Gebräuchen übereinſtimmen, ſo bemerkten ſie manches, was ſowohl in Congo als Loango üblich war. Sie haben in ihrem Tagebuch nicht nur ſolche Dinge verzeichnet, welche ſie ſelber an Ort und Stelle bemerkten, ſondern

ſie entlehnen auch aus Lopez und andern Beſchreibern von Congo einzelne Nachrichten. Sie haben zuerſt, die hernach von Projart (S. 174) angeführte, und unten von Degrandpré ausführlich beſchriebene Sitte bemerkt, die Leichen angeſehener Neger vor ihrer Beerdigung mit ſo vielen wolfeilen und koſtbaren Zeugen zu umwickeln, daß der Leichnam zuletzt die Form eines ungeheuern Ballen oder eines großen Stückfaſſes annimmt. Sonſt enthält dieſes Tagebuch (Churchills Collection. V. S. S. 497) ꝛc. mancherlei Detail über die damalige Beſchaffenheit des Negerhandels.

Hierauf verfloſſen wohl ſiebenzig Jahre, ehe Miſſionarien oder Negerhändler es der Mühe wehrt hielten, Beobachtungen über Loango oder Congo mitzutheilen und in dem ganzen vorigen Jahrhundert haben, außer Barbot, nur Projart und Degrandpre dergleichen verſucht. Projart ſchrieb 1776 ſeine Hiſtoire de Loango, Cacongo et autres Royaumes d'Afrique Paris T. I. II. 8. (deutſch Leipzig 1777.) nach ihm mitgetheilten Papieren franzöſiſcher Miſſionarien. Der erſte Band ſeiner Geſchichte behandelt in zwanzig Abſchnitten die Lage, Naturprodukte, den Karacter, die Gebräuche, Verfaſſung, Religion und Sprache dieſer Länder, und der zweite die Verrichtungen der ſeit 1766. dorthin geſandten Miſſionarien. Zwar iſt die Landesbeſchreibung

etwas zu kurz gerathen, indeſſen hat Hr. Projart das neueſte und wichtigſte aus den ihm mitgetheilten Quellen ausgehoben, und Degrandpré wird von ihm bald beſtätigt, bald erläutert. Frühere Reiſebeſchreiber ſcheint er nicht benutzt zu haben, da aber die franzöſiſchen Miſſionarien, deren Berichte er mit Auswahl in Ordnung brachte, lange genug unter den Negern beſchäftigt waren, ſo fand er in dieſen hinlängliche Materialien zu ſeiner Beſchreibung.

Da Hr. Degrandpré der ſich in den Jahren 1786 und 1787. als Negerhändler im weſtlichen Africa aufhielt, weder ſeinen Landsmann Projart, noch andere Schriftſteller über dieſe Länder gekannt zu haben ſcheint, ſo dürfen wir in ſeine Verſicherung, blos eigene Beobachtungen in ſeiner Reiſe verzeichnet zu haben, kein Mistrauen ſetzen. Er nennt zwar in den Vorreden den Meralla, Battel, Dopper und andere, allein ſo flüchtig, daß man bald ſehen kann, er habe von ihnen nichts weiter als den Nahmen erfahren. Eben deswegen hält er auch manche ſeiner Bemerkung für völlig neu, weil er nicht wuſste, daß andere ſie ebenfalls angeſtellt hatten. Zuweilen möchte man wohl mit unſerm Verf. rechten, daß er bei ſeinen Leſern zuviel vorausſetzt und einzelne Gegenſtände, die freilich Negerhändlern bekannt genug ſind, allzu kurz berührt. Deſto ausführlicher iſt

er bei den Gebräuchen der Neger, und in der Beſchreibung ihrer Verfaſſung, die andere entweder gar nicht oder oberflächlich behandelt haben. Weil er aber Ausſchweifungen und Declamationen liebt, gern Vergleichungen anſtellt, und Uebereinſtimmungen zwiſchen den Negern, und den heterogenſten Völkerſchaften, die ruhigen Bemerkern wol nicht einleuchten möchten, ſo ſind in der nachfolgenden Ueberſetzung dergleichen Auswüchſe ganz weggelaſſen oder abgekürzt worden. Auch die von ihm geſammelten Sprachproben ſchienen mir die abermalige Wiederholung nicht zu verdienen, da ſie aus einer kleinen Anzahl weniger Worte beſtehen, in dieſem Wortregiſter Unterſuchungen über ihre Bildung und Bedeutung gänzlich fehlen oder ~~nur als~~ Dialect von ähnlichen Proben abweichen, die Merolla und andere ſchon geſammelt haben. Auch die häufig eingeſtreuten Anweiſungen für Seefahrer, welche Klippen und Untiefen ſie vermeiden, oder wie ſich bei der Einfahrt in einzelne Häfen verhalten ſollen, ſind als gleichgültig für Leſer des feſten Landes weggeblieben. Noch hat der Verfaſſer ſeiner weſtafricaniſchen Reiſe eine Beſchreibung des Vorgebürges der guten Hofnung beigefügt. Da ſie aber nur allgemein bekannte Thatſachen wiederholt, mit einer Menge nautiſcher Vorſchläge für dort ankommende Schiffe, oder Planen zur beſſern Vertheidigung des Kaps angefüllt iſt, und kaum einiges enthält, was Bar-

rows Nachrichten von dieſer Kolonie aufklären könnte, iſt ſolche weggelaſſen. Ueber einige bisher weniger bekannte Puncte der Geographie von Loango ſind wir durch unſern Verf. beſſer belehrt worden, und er hat uns wenigſtens die Häfen deutlicher gemacht, welche vor der franzöſiſchen Revolution für den Negerhandel die wichtigſten waren. Daß er aber weniger von der Beſchaffenheit des innern Landes, und den etwanigen öſtlichen Grenzen von Loango erfuhr, iſt blos ſeiner Lage zuzuſchreiben. Er durfte ſich des Handels wegen nicht von der Küſte entfernen, und von den Eingebohrnen konnte er um deſto weniger erfahren, weil Ländergränzen im europäiſchen Begrif den Negern, wie allen Wilden unbekannte Dinge ſind. Soviel auch in neuern Zeiten über den Negerhandel, und die Behandlung der Neger auf den Schiffen und in den Weſtindiſchen Kolonien geſchrieben iſt, ſo hat doch keiner vor unſerm Verf. ſo unbefangen die Betrügereyen auseinander geſetzt, wodurch Schwarze und Weiße in dieſem ſchändlichen Verkehr ſich wechſelsweiſe zu hintergehen ſuchen.

Unten ſind S. 37. in der Anmerkung die in Weſtafrica als Rechnungsmünze üblichen Macuten erklärt worden, und wie hernach die Portugieſen ſtatt dieſer Zeuge wirkliche Macuten von Kupfer und Silber prägen lieſſen. Jetzt kann ich zu dieſer Note noch folgende

Zuſätze liefern. Ehe die Portugieſen dieſe Macuten münzten, pflegten ſie die Zeuge, Macuten genannt, zu ſtempeln. Eine ungeſtempelte Macute galt gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts in der Stadt Loanda 20 Rees, eine geſtempelte einen Toſtaon oder 80 Rees und eine zweimal geſtempelte Macute 120 Rees.

Aber außer den Macuten dienten auch andere Zeuge in Congo und Angola ſtatt des Geldes. Unter andern nennt Merolla, Intagas, ein grobes, baumwollenes Zeug von der Größe zweier Schnupftücher, achtzehn engliſche Pfenninge oder 180. Rees wehrt, ferner Folingas feine baumwollene Zeuge am Wehrt viertehalb engliſche Schillinge. Er und andere bemerken noch die Biramer oder fünf Ellen feiner Leinewand, deren Werth auf ſieben engliſche Schillinge angeſchlagen wird, ingleichen die Libengen, die eben daſſelbe zu ſeyn ſcheinen, was man gewöhnlich Macuten nennt, ein glattes Tuch von Palmenfaſern, von der Größe eines Schnupftuches, deßen Werth zwanzig Rees beträgt. Zuchelli ſagt beiläufig: die Neger hätten ihm für eine Taufe zwei Libengen gewöhnlich bezalt.

24 Stücke

Reiſe

nach der weſtlichen

Küſte von Africa

in den

Jahren 1786 und 1787.

von

L. Degrandpre.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

und

mit Anmerkungen verſehen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Reiſe nach der weſtlichen Küſte von Afrika.

Erſter Abſchnitt.

Von den Landesprodukten.

Die Küſte von Angola*) iſt ein noch ganz neues Land; das heißt, ein Land, welches bis zu unſeren Zeiten völ-

*) Herr de Grandpre nimmt den Namen Angola in einer ſehr ausgedehnten Bedeutung indem er darunter die ganze weſtliche Küſte von Africa, vom Cap Lopez Gonſalvo bis Ambriz 7° 20′ ſüdlicher Breite darunter begreift. Gewöhnlich rechnet man dieſe Küſten-Länder zu den Beſitzungen der Portugieſen, die freilich dort einzelne Veſtungen beſitzen, welche ſie als Verbannungsplätze benutzen, auch Braſilien mit Negerſklaven zu verſorgen, indeß auch andern Nationen vorzüglich den Franzoſen und Engländern in den nördlichen Gegenden Sclavenhandel erlauben müſſen. Auf unſern bis-

lig unbekannt blieb, und deſſen produktive Kräfte ſich noch durch keine Cultur erſchöpft, in ihrer ganzen ungeſchwächten Wirkſamkeit erhalten haben. Daher iſt es mit einer Menge Gewächſen bedeckt, welche noch die Unterſuchungen des Naturforſchers erwarten, um in Europa bekannt zu werden.

Der Boden iſt ſehr mannigfaltig, gemeinhin aber iſt er veſt, dicht, ſchwer, und hart; man findet dort weder Sand noch lockere Erde; demungeachtet iſt das Land der Cultur ſehr empfänglich. Die Stellen, welche die dortigen Neger anbauen, und diejenigen welche wir in der Gegend unſrer Handelsposten urbar gemacht haben, zeugen von der Fruchtbarkeit dieſes abwechſelnd rothen und ſchwarzen, doch häufiger rothen Bodens.

Ich habe einen weitläuftigen Strich Landes an der Küſte unterſucht, ohne die geringſte Spur von Lava oder ſonſt etwas zu finden was auf ehemalige Volkane hindeutete.

herigen Karten heiſt dieſer hundert zwei und dreißig franzöſiſche Meilen umfaſſende Landſtrich Loango, Congo und Angola, unſer Verf. aber verſichert, die Neger nennen ihn Congo, obgleich auf dieſer Küſte kleinere Diſtricte liegen, welche Sogno, Moedon, Quibango heißen, oder andere Namen führen. Sonſt pflegten die Franzoſen die drei Häfen Cabende, Malembe und Loango zuweilen auch Ambriz doch höchſt ſelten den Fluß Maſſula zu beſuchen. Malembe liefert die mehreſten Sklaven, und vor 1789 holten dreißig franzöſiſche Fahrzeuge aus Angola jährlich 15000 Neger für St. Domingo.

Die Geſtalt des Piks von Cabende ließ mich anfänglich muthmaßen daß er ehedem ein Volkan geweſen ſey. Um dieſe Entdeckung zu machen, beſtieg ich den Berg, doch ohne eine Spur von Crater, Lava, Bimsſtein oder kahlen Felſen zu finden; überall fand ich die Vegetation kräftig, wie Bäume dicht belaubt, und ſtark. Ich unterſuchte den Boden von oben bis unten mit dem Magnet, und konnte nie mit einer Nadel von ſechs Fuß, Felſen finden. Eben ſo verhält es ſich im Innern des Landes, wo ich weder Fels noch Berg fand, der Stoff zu geologiſchen Bemerkungen hätte liefern können.

Der Sand an der Küſte iſt äußerſt fein und leicht, und nimmt eine große Feſtigkeit an, wenn man ihn anfeuchtet und preſt, aber trocken führt ihn der Wind leicht fort: dieſes ſcheint anzudeuten daß er ſchon ſeit langen Zeiten her der Wirkſamkeit des Anemons nicht ausgeſetzt geweſen.

Die Natur hat alles für dieſes ſchöne Land gethan; das Clima iſt vortrefflich; hier herrſchen keine Stürme, ſelbſt leichte Windſtöße bemerkt man nur ſelten; die Schiffe die an der offnen Küſte vor Anker liegen erfahren nie üble Zufälle; hier giebt es keine ſchlechte Jahreszeit: der Regen iſt nie häufig, und an keine beſtimmte Zeit gebunden; ein reichlich herabfallender Thau befördert vollkommen die Vegetation; was man hier den Winter nennt, fällt in die Monate May Junius und Julius, wo man nur etwas geringere Hitze empfindet. Die Nächte ſind alsdann erquickend, kühl ohne kalt zu

ſeyn, und die Tageshitze wird durch friſche Seelüfte gemildert.

Das Land iſt von ſehr fiſchreichen Seen und Flüſſen durchſchnitten, die mit Wald bewachſenen Berge ſind mit Wildpret bedeckt, welches auch heerdenweiſe die Thäler durchſtreift. Dieſe letzteren ſind nicht ſo holzreich wie die Anhöhen, doch hin und wieder mit großen Baumklumpen beſetzt. Das Waſſer iſt gut und überall reichlich vorhanden; die Erde bringt im Ueberfluß und ohne Mühe alles hervor, was man ihr anderwärts mit ſauerm Schweiß entreißen muß.

Die wilden Früchte ſind hier eben ſo wohlſchmeckend, als die welche man in den Colonien durch die Cultur gewinnt. Die Wälder ſind voll Citronen, Pomeranzen, Ananas, Gojavas *) und Spaniſchen Pfeffer, welches alles ohne Cultur wächſt. Benanen und Piſangs wachſen ebenfalls wild, und erlangen den höchſten Grad der Reife und Güte.

An mehrern Orten trifft man verſchiedne Gattungen von Erbſen mit Füßen, welche die unſrigen bei weitem an Wohlgeſchmack übertreffen. Die meiſten

*) Dieſe Frucht (Psidium pyriferum) wird außer dem ſüdlichen Africa, in mehreren heißen Himmelsſtrichen gefunden, ſie hat einen ſehr ſtarken Geruch, und einen ſüßen gewürzhaften Geſchmack, und iſt von der Größe einer mäſſigen Birne.

ſind kriechende Gewächſe. Die Mſangui ſind die einzigen welche ſich um die Büſche ſchlingen; ihr Geſchmack iſt dem unſrer Linſen ziemlich ähnlich. Süßholz iſt dort eine Schmarozerpflanze. Sie unterſcheidet ſich von der unſrigen, indem der Saft ſich im Stengel befindet, und die Wurzel ganz geſchmacklos iſt.

Das Zuckerrohr wächſt hier bis zu einer außerordentlichen Höhe und Dicke wild, und iſt ungewöhnlich ſaftreich. Cokosnüſſe und ſüße Pataten findet man im Ueberfluß. Die Arbeit das Land zu bearbeiten iſt ſehr leicht, und fällt den Weibern zu; man baut nur die Maniocwurzel, Mais und Mſangui. Man braucht den Boden nur einen Zoll tief umzugraben, und den Saamen hinlänglich zu bedecken um ihn gegen die Vögel zu ſchützen, das übrige übernimmt die Natur allein. Daher überſteigt die Arbeit auch nicht die Kräfte der Weiber. Die Männer, welche, wenn ſie nicht angetrieben werden, träge genug ſind, beſchäftigen ſich nur mit dem Abziehen des Palmweins; welches ſie auch den Weibern überlaſſen würden, wenn dieſe nur auf die Bäume zu klettern verſtänden; übrigens beſorgen ſie den Fiſchfang, die Jagd, den Handel, und fällen Holz.

Das ganze Land iſt unbebaut, einige kleine Felder ausgenommen, die in der Nähe der Dörfer liegen, übrigens iſt es mit acht Fuß hohem, groben Graſe bewachſen, wo man ſich nur mit Mühe durchdrängen kann. Dieſes Gras, welches nie abgehauen wird,

wächſt, reift und vertrocknet, und alsdann wird es von den Negern in Brand geſteckt, und die Aſche be- fruchtet von neuem den Boden welcher es hervor- bringt.

Man findet in dieſer Gegend von Afrika einen Baum, welcher Mapu *) genannt wird, und der dickſte iſt den ich je geſehen habe. Ich habe einen ge- ſehen den ſieben Mann nicht umſpannen konnten, und der alſo einen Umfang von mehr als fünf und dreyßig Fuß hatte, und es giebt deren noch größere.

Der Mapu bringt eine Frucht von der Größe eines Kürbis hervor, die mit einem Flaum bedeckt iſt, der ſich leicht wegſchaffen läßt, und ein unerträgliches Jucken auf der Haut hervorbringt; dieſer Flaum be- deckt eine harte holzartige Rinde, wie bei der Cocos- nuß, und mitten in derſelben befindet ſich eine ſehr kleine, ganz ungenießbare Frucht. Sie hängt vermit- telſt eines ſehr langen Stengels am Baum, der, ſobald die Frucht reif iſt, entzwei bricht; das Laub entſpricht nicht der Größe des Baums, es iſt ſparſam, und die

*) Herr Degrandpré verſteht unter dem Namen Mapu ge- wiß den von Adanſon und andern Reiſenden beſchriebe- nen Baobab. (Adanſonia digitata, Affenbaum, oder ſene- galliſchen Calebaſſenbaum, den die Neger am Senegal Gui nennen.) Nach einigen Reiſenden iſt ſein Stamm von ſolchem Umfange, daß ſiebzehn Männer ihn kaum umſpannen können. Die Frucht deſſelben iſt ſäuerlich, dient aber den Affen zur Nahrung.

Blätter ſind ſehr klein, lang und ſpitzig. Man begreift nicht warum die Natur dieſen Baum hervorgebracht hat, da er keinen Schatten giebt, keine genießbare Frucht trägt, und ſein ſchwammigtes lockeres Holz nicht einmal zum Brennen taugt.

Wenn man aber die Natur eines Eigenſinns in Hervorbringung des Mapu beſchuldigen kann, ſo entſchädigt ſie die Einwohner reichlich dafür, indem ſie ihnen die Cokospalme ſchenkte. Dieſer unſchätzbare Baum gewährt zugleich Speiſe und Trank durch ſeine Früchte; aus den Faſern, in Oſtindien Crir genannt, werden die dauerhafteſten Taue verfertigt, das Laub iſt äußerſt nützlich die Dächer der Häuſer zu decken, da es der Luft Durchzug geſtattet, und dem Regen undurchdringlich iſt; die ſorgfältig zertheilte Schaale der Frucht iſt ein brauchbares Hausgeräth; der Saft des Baums liefert ein liebliches Getränk unter der Benennung Calu oder Palmwein; die jungen, zarten Sproſſen der Blätter ſind ein wohlſchmeckender Kohl, den man aber nicht ohne den Baum zu vertilgen, genießen kann; und endlich das Holz iſt von einer unverwüſtlichen Härte, und Dachſparren aus Cokosholz halten drey neue Häuſer aus. Außer dem Cokosbaum findet man in jenem Lande noch viele andere Arten des Palmgeſchlechts.

Die Europäiſchen Küchengewächſe gedeihen hier ſehr gut, doch ohne ſich fortzupflanzen, obgleich ſie hier weit größer als in Europa werden.

Doch macht der Weitzen hiervon eine Ausnahme, denn dieſer pflanzt ſich fort: ich habe häufig Aehren gefunden die an zwey und funfzig Körner enthielten.

Die Vögel und Thiere des Landes zu beſchreiben müßte ich ein Naturforſcher ſeyn. Ich bemerke alſo nur daß ich unter ihnen rothe und gemeine Rebhühner geſehen habe, die das eigenthümliche haben, daß ſie auf den Bäumen ſitzen; Wachteln, Droſſeln, Pintaden, Turteltauben, Holztauben. Widahvögel (la veuve) Cardinalvögel und Hühner ſind im Ueberfluß vorhanden; die Europäer haben auch Enten, Gänſe und Truthühner hingebracht, aber ſie vermehren ſich nicht. Im Innern des Landes giebt es auch Strauße, aber nicht in großer Anzahl.

Außer den Raubthieren in den Wäldern, Tiegerkatzen, Leoparden, Hyänen und andern, giebt es hier Haſen, Rehe, Antelopen jeder Art, Gazetten, Schweine von der Chineſiſchen Art, mit kurzen Beinen und ſchleppendem Bauch.

Die eigentlich ſogenannte Küſte von Angola beſitzt weder Schaafe, *) Rinder oder Pferde, noch weniger

*) Der Verſicherung daß in Angola keine Schaafe erzogen, wird von andern widerſprochen. So verſichert der Verf. des Guide du Commerce de l'Amerique principalement par le Port de Marſeille. T. II. S. 425, welcher ſeine Nachrichten von Negerhändlern einzog, daß die Sclaven-

Eſel, doch iſt zu vermuthen daß ſie hier fortkommen würden, wenn man ſie einführte, da ſie in allen andern Gegenden von Afrika gefunden werden. In der benachbarten Portugieſiſchen Colonie St. Paul giebt es zahlreiche Heerden von Rindvieh. Auch bringen die Europäiſchen Schiffe welche jährlich dieſe Küſte beſuchen, immer Kühe zu ihrem Gebrauch mit, von denen wenigſtens funfzehn Stück alle Jahr hier bleiben, die auch, ſo lange ſie in den Händen der Europäer ſind, allemal gut gedeihen, aber ſo bald ſie den Schwarzen überlaſſen werden, verfallen und ſterben, welches aber leicht in dem Mangel an gehöriger Wartung und in der Trägheit der Schwarzen gegründet ſeyn mag.

Die Küſte von Angola hat das mit ganz Afrika gemein, daß die Ameiſen die man Termiten nennt, dort häufig ſind. Sie ſind von der Gattung die man Thürmchen-Termiten nennt; ihre Gebäude ſind nicht über drey Fuß hoch, ich habe ſie oft zerſtört, und die Inſekten bei weitem nicht ſo thätig gefunden ſie wieder aufzubauen, als ich es an andern Orten bemerkt habe; auch wehrten ſie ſich weniger herzhaft, und wenn ich

ſchiffe dort Schaafe in Menge kaufen, und das Stück 45 Pfund an Gewicht mit 4 Pagnen bezahlen. Eben daſſelbe wiederholt ſpäter der bekannte Widerſacher des Africaniſchen Negerhandels, Herr Falconbridge, in ſeiner Nachricht vom Sclavenhandel (deutſch überſ. Leipz. 1790. S. 76.), daß man während ſeines Aufenthalts in Angola, ein ſchönes Schaaf für ein Tönnchen Pulver, etwa 12 Ggr. am Werth bezahlt habe.

ihre Wohnung vier- bis fünfmal zerſtörte, verließen ſie dieſelbe gänzlich.

Dieſe Inſekten verzehren in kurzer Zeit die Strohhütten der Neger; da ſie aber den Inſtinkt beſitzen vorauszuſehen, was einſtürzen könnte, ſo tragen ſie Sorge, die Pfähle auf denen die Häuſer ruhen, entweder mit Thonerde, oder zermalmeter und angefeuchteter gemeiner Erde, auszufüllen; welches ihren Einſturz verhindert. Die Einwohner ſichern ſich gegen die Verwüſtungen dieſer kleinen Thiere, indem ſie die Füße aller ihrer Meubeln in Gefäße mit Waſſer ſtellen, ſo daß das Inſekt nicht hinzu gelangen kann.

Die Affen ſind in dieſem Theil von Afrika ſehr häufig; die Europäer geben dem kleinen Mone mit dem langen Schwanz und dem blauen Geſicht den Vorzug, den er ſich ohne Zweifel durch ſeine Sanftmuth und Munterkeit erworben hat. Unter den vielen verſchiedenen Arten dieſer Thiere giebt es eine die ſich beſonders durch ihren Scharfſinn auszeichnet. Dieſe Art iſt von der Größe eines kleinen Schäferhundes, hat keinen Schwanz, aber graues Haar, und ein ſchwarzes hartes Geſicht.

Im Jahr 1787 hatte ich auf dem Schiffe des Grafen d'Eſtaing, welches ich damals commandirte, ein Affenweibchen von dieſer Gattung; wenn ſie auf den Hinterbeinen ſtand war ſie zwey Fuß und zwey Zoll hoch, das Geſicht war ganz ſchwarz und ohne alles Haar, die Haut auf demſelben war hart, dick und wie

eine Schwiele, die Backen entfleiſcht, der obere Theil des Geſichts vorſpringend, die Naſe wenig erhaben, und die Kinnbacken ſehr lang, welches dem Geſichte ein ſehr ſpitziges Anſehen gab; die Ohren waren klein und inwendig leicht mit Haaren bewachſen; wenn das Thier aufrecht ſtand, konnte es die Sehnen des Hinterbeins nicht ganz ſtraff anziehen, und die Knie blieben immer etwas einwärts gebogen, wodurch es auch verhindert ward auf die Hacken zu treten, wenn es auf allen vieren ging. Sehr ſtarke Muskeln erſetzten den Mangel der Waden, und die Arme waren weit kürzer als bei den meiſten andern Affenarten.

Dieſes Thier welches beſtändig den Neckereien der Schiffsmannſchaft ausgeſetzt war, hatte dadurch einen Grad von Bosheit angenommen, den nichts zügeln konnte. Der Scharfſinn womit es ſich gegen ſeine Feinde zu vertheidigen, zuweilen ſogar ſie zu beſtrafen pflegte, machte mich neugierig zu verſuchen, wie weit ſeine Erfindungskraft reichte, und hiezu wählte ich folgendes Mittel: das Thier war äußerſt erpicht auf den Anisbrandtwein, und ich ließ eine damit angefüllte Flaſche mitten in der großen Cajüte ſorgfältig mit Bindfaden und warmen Pechlappen dergeſtalt auf den Boden befeſtigen, daß es unmöglich war ſie umzuwerfen; alsdann verſteckte ich mich in meine Schlafkammer, wo ich hinter einem Vorhang alles genau beobachten konnte. Anfänglich lockte die Neugierde meinen Affen, und nachher der Geruch an die Bouteille, und er bezeugte ſeine Freude über den Fund, durch allerley Sprünge

und Grimaſſen. Alsdann leckte er ſo viel als er mit der Zunge erreichen konnte, und ſteckte dann ſeine Finger in den engen Hals, die wieder abgeleckt wurden, und da auch dieſes nicht mehr gehen wollte, verſuchte er die Bouteille umzuwerfen; doch dauerte es nicht lange ehe er die Unmöglichkeit dieſes zu bewirken, einſahe, und nun verfiel das kluge Thier auf folgendes Mittel: es ſuchte in den Ritzen und Ecken des Zimmers allen Staub und Sand zuſammen, und machte davon einen Haufen dicht bei der Bouteille, ſobald dieſer ihm hinreichend groß ſchien, nahm er davon in die eine Hand, hielt die Lippen dicht an den Rand des Halses, ließ den Sand hinein fallen, und trank ſo das überfließende Getränk, und ſo fuhr er fort abwechſelnd die verminderte Feuchtigkeit durch einen feſten Körper zu erſetzen und zu trinken, bis ihm ohne Zweifel gelungen wäre die ganze Bouteille auszuleeren, hätte ihn nicht eine ſtarke Berauſchung mitten in ſeinem Geſchäffte überraſcht.

Man findet auf der Küſte von Angola auch den Waldmenſchen, den ich für den Orang-Outang des Buffon halte, doch iſt er ſehr ſelten, die Eingebornen nennen ihn Kimpézéy, welches der Congoiſche Name iſt; denn die Namen Cojas Morros den ihm Dapper beilegt, wie auch Mandril und Beggos wie ihn andre nennen, ſind keine Congoiſche Namen. Battel, welcher ſie Pongo oder Zujocko nennt, hat uns wenigſtens landübliche Worte gegeben: der erſte bedeutet das große Weſen, den Fetiſch vorzugsweiſe, bei dem man auch

ſchwört; das zweyte iſt der Imperativ des Zeitwortes, ſchweigen. Man ſagt Jocko, um Stillſchweigen zu gebieten, aber beide Worte werden nie in Beziehung auf dieſes Thier gebraucht.

Die Verſchlagenheit dieſes Thiers iſt außerordentlich; es geht gewöhnlich aufrecht, auf einem Baumzweig wie auf einem Stock geſtützt; die Neger fürchten es, und nicht ohne Grund, denn es mißhandelt ſie zuweilen ſehr arg. Sie behaupten, es geſchähe nur aus Trägheit daß es nicht ſpräche; ſie ſagen es fürchte dadurch als Menſch entdeckt und hernach zur Arbeit gezwungen zu werden; es wäre aber zu beiden gleich geſchickt. Dieſes Vorurtheil iſt bei ihnen ſo eingewurzelt — daß ſie dieſen Affen anreden, wenn ſie ihn treffen.

Aller meiner Bemühungen unerachtet gelang es mir nie ein Thier von dieſer Art zu bekommen; doch habe ich eines auf einem Schiffe geſehen: es war ebenfalls ein Weibchen, und wie die Weiber den monatlichen Reinigungen unterworfen. Wenn es aufrecht ſtand war es vier Fuß zwei Zoll hoch; die herabhängenden Arme reichten bis auf einen Zoll oberhalb den Knien; es war mit Haaren bewachſen, die auf dem Rücken falb, den Armen und Knien grau, und auf dem Bauch weiß waren; auf dem Kopf war das Haar gleichfalls falb und kürzer als am Leibe. Auf der Bruſt in der Gegend der Warzen hatte es keine Haare; die Hinterbacken waren fleiſchigt, aber doch weniger als bei dem

menſchlichen Geſchlecht, und anſtatt der gewöhnlichen Schwielen, die alle Affen haben, waren nur zwey kleine harte Stellen, die durch das Sitzen entſtanden waren.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle Beweiſe zu erzählen, welche dieſes Thier von bewundernswürdiger Sagacität blicken ließ; ich will nur einige der auffallendſten herausheben. Es hatte gelernt den Backofen zu heitzen; es gab ſorgfältig acht, daß keine Kohlen herausfielen, die das Schiff hätten in Brand ſtecken können, und beurtheilte ganz richtig wenn der Ofen den gehörigen Grad von Hitze hatte, wo es denn nie ermangelte den Becker zu benachrichtigen, der ſich ganz getroſt auf den Scharfſinn des Thieres verließ, und ſeinen Teig brachte, ſobald der Affe ihn zu holen kam.

Außerdem verrichtete es alle Arbeiten eines Matroſen mit der größten Geſchicklichkeit und Einſicht, wand das Ankertau auf, zog die Seegel ein und band ſie feſt, und ward auch von den Matroſen als einer von den ihrigen angeſehen.

Das arme Thier kam aber nicht bis nach Amerika; ich erkundigte mich ſorgfältig nach ſeinem Schickſal in St. Domingo, und erfuhr daß es ſein Leben während der Reiſe verloren, und der Brutalität des Ober-Steuermanns zum Opfer geworden war, der es ſehr ungerechterweiſe hart mißhandelte. Dieſes intereſſante Thier ertrug die Grauſamkeiten die man gegen daſſelbe

verübte, mit der rührendſten Sanftmuth und Erge-bung, indem es die Hände mit flehender Miene zu-ſammenhielt, um die Streiche die man ihm ertheilte, zu hemmen. Von dieſem Augenblick an weigerte es ſich ſtandhaft Nahrung zu nehmen, und ſtarb den fünften Tag vor Hunger und Betrübniß, von allen wie ein Menſch bedauert.

Nach zwey ſo merkwürdigen Zügen, für deren Zu-verläſſigkeit ich haften kann, darf man, glaube ich, ohne Vermeſſenheit behaupten, daß der Affe unter allen Thieren dem Menſchen an Einſicht und Fähigkeit am nächſten kommt.

Der einzige, mir bekannte Zug, der mit dieſem verglichen zu werden verdient, wird von dem Chirur-gus Morand in dem Werk: La Philoſophie de la Nature erzählt. Zum Vortheil derer die dieſes Buch nicht zu leſen Gelegenheit haben, wiederhole ich dieſe Ge-ſchichte hier.

Morand hatte einen Freund, deſſen Hund das Bein brach, und aus Achtung für dieſen Freund nahm er das Thier in die Kur, und ſtellte es vollkommen wie-der her. Einige Zeit nachher als der Wundarzt in ſei-nem Cabinet arbeitet, hört er etwas an ſeiner Thür kratzen, er öffnet ſie, und ſieht mit dem gröſten Erſtau-nen den nämlichen Hund den er geheilt hatte, welcher einen andern bei ſich führte, dem daſſelbe Unglück be-gegnet war, und der ſich langſam mit vieler Be-

ſchwerde ſeinem Führer nachſchleppte; diesmal mag es noch hingehen, ſagte der Wundarzt, aber komm mir nicht wieder!

Man findet auch Elfenbein auf der Küſte von Angola, aber in geringer Qvantität. Gewöhnlich ziehen ſich die Elephanten aus den bewohnten Ländern zurück, und die Seltenheit des Elfenbeins läßt mich vermuthen, daß ſie ſich in den innern Gegenden des Landes aufhalten. Hauptſächlich bringt man die Zähne aus Mayombo, und hieraus ſchließe ich, daß ſich die Elephanten nach Gabon hin aufhalten, welches ein plattes, mit vielen Gewäſſern durchſchnittenes Land, von der Art iſt, wie dieſe Thiere es lieben. Im Jahr 1787 habe ich in Zeit von ſechs Monaten zu Loango ungefähr dreihundert Zähne in die Hände bekommen, und die ganze Zahl der Zähne, die man in dieſem Zeitraum zu Markte brachte, überſtieg nicht ſechshundert.

Die Schwarzen halten in ihren Häuſern eine Art von zahmen Ratten, die ſie Meerſchweinchen nennen; auch ziehen ſie eine Menge Palmeneichhörnchen; ihre andern Hausthiere ſind Hunde und Katzen: erſtere ſind gemeinhin räudig und beißig.

Unter den Raubvögeln ſind mir beſonders der Pelikan und der graue Papagey aufgefallen. Der Erſtere nährt ſich gewöhnlich von Fiſchen, der Papagey aber greift die lebendigen Vögel an, kämpft mit ihnen und zerreißt ſie. Dieſer Vogel iſt in ſeinem Zuſtande der

Gefangenſchaft in dem wir ihn in Europa ſehen, ſehr verſchieden von dem Freyen in den Wäldern von Afrika; im Bauer verliert er ſeine Kraft, ſeine Gewandheit, vorzüglich aber ſeinen Muth; und die Nahrung zu der man ihn gewöhnt, vollendet die Veränderung ſeines Charakters. Im Zuſtande der Freiheit iſt er den Vögeln ſehr furchtbar; ſein Flug iſt ſchnell und ſeine Neigungen ſehr grauſam; er macht ſein Neſt in der Erde, in ſolchen Gegenden wo die Pistacienerbſe wächſt, die er ſehr gerne frißt. Die Neger nehmen ſeine junge Brut vermittelſt eines langen Stockes, an deſſen einen Ende ſie ein Bündel Haare oder Werk ſtecken; der Vogel um ſich zu vertheidigen ſtreckt die Krallen aus, und verwickelt ſie in dieſem Gewirre, worauf man ihn von ſeinem Neſte wegnimmt.

Ich habe in Europa einen Papagey dieſer Art mit einem Sperber kämpfen laſſen; und obgleich der erſtere ſchon einen Theil ſeiner urſprünglichen Kraft verloren hatte; ſo dauerte der Kampf doch nur einen Augenblick, der ihn ſogleich zum Vortheil des Papageyen entſchied.

Unter den Waſſervögeln bemerkte ich auf dem Lande den Eisvogel und auf dem Waſſer, Taucher und Meven aller Art.

Die Fiſche im ſüßen Waſſer ſind mehrentheils die nemlichen als in Europa; es iſt hier nicht rathſam mit dem Netze zu fiſchen, indem man Gefahr läuft von dem Torpedo geſtochen zu werden, einer Art von elektriſchen Ro-

chen, deſſen Schwanz mit einem Stachel verſehen iſt. Der Stich dieſes Fiſches iſt wirklich gefährlich; er verurſacht eine Geſchwulſt mit ſehr empfindlichen Schmerzen in dem verwundeten Theil: dieſer Zuſtand dauert verſchiedene Tage.

Der große Seehecht und der Hayfiſch ſind dem Menſchen an dieſer Küſte ſehr nachtheilig. Die Behauptungen einiger Reiſenden, daß die Neger an der Küſte von Guinea, den Muth und die Geſchicklichkeit beſitzen den Hayfiſch im Waſſer aufzuſuchen und zu bekämpfen iſt ganz ungegründet, indem dieſe Meerungeheuer in ihrem eigenthümlichen Elemente eine Kraft und Gewandheit haben, die ihnen über die Menſchen ein ganz entſchiednes Uebergewicht geben. Uebrigens haben die Neger bei aller Geſchicklichkeit im Schwimmen ſo wenig Muth, daß ſie anſtatt den Hay aufzuſuchen alle Gelegenheiten vermeiden ihn im Waſſer zu treffen.

Das Land wimmelt von Tauſendfüßen und Scorpionen. Erſtere ſind die Scolopendra, die letzteren findet man häufig in den Häuſern, wo ſie einen beſondern Geſchmack am Papier zu haben ſcheinen; daher muß man jedes Buch welches man eine Zeitlang nicht in Händen gehabt hat, ſorgfältig öffnen und ſchütteln, um den Stichen dieſes ſchädlichen kleinen Thieres zu entgehen.

Ich habe hier keine Schlangen geſehen, doch zeigte man mir eine todte auf einer kleinen Reiſe; ſie war

etwa zwey Fuß lang und hatte ungefähr Zähne einen Zoll lang, die zwar ſpitz, aber wie die Zähne des Elephanten geſtellt waren.

Die Berge ſind hier überall ſehr eiſenhaltig, das Metall bleibt aber in den Eingeweiden der Erde verſchloſſen, weil die Eingebornen nicht verſtehen es herauszufördern. Die Europäer nähren übrigens ihre Trägheit und Unwiſſenheit in dieſem Punkt, indem ſie ihnen ſo viel Eiſen liefern als ſie nöthig haben.

Eben ſo verhält es ſich mit dem Kupfer. Das Königreich Mayombo enthält deſſen in Menge; aber obgleich es die Neger mit großer Begierde aufſuchen, und zu allerley Geräthen zu verarbeiten verſtehen, haben ſie doch noch nicht gelernt es aus dem Innern der Gebirge herauszuarbeiten. Es iſt aber in dieſer Provinz ſo häufig vorhanden, daß ſie es auf der Oberfläche finden, und beinahe ohne alle Arbeit ſo viel erhalten, als ſie bedürfen.

Die Portugieſen haben in der Nachbarſchaft ihrer Colonie St. Paul, Gold- und Silberadern entdeckt, die ſie auch bearbeiten und ſehr ergiebig ſeyn ſollen.

Ich habe oft vornehme Neger befragt, warum ſie ſich nicht nach dem Beiſpiel der Portugieſen zu bereichern ſuchten, indem ſie dieſe koſtbaren Metalle zu Tage förderten. Sie antworteten aber immer ganz kalt, und mit viel geſundem Verſtande, daß ſie es doch nicht

eſſen könnten, und da der Gebrauch derſelben in ihrem Lande unbekannt wäre, würde es nur dazu dienen die Raubgier der Europäer zu reizen, deren Beute ſie alsdann bald werden müſten; übrigens verſtünden ſie nicht mit dieſen Arbeiten umzugehen, und einige ihrer Landsleute die den Portugieſen entſprungen wären, hätten ihnen durch die Erzählung des Elends was ſie in den Bergwerken ausgeſtanden, einen ſolchen Abſchen dagegen beigebracht, daß dieſes allein hinreichte, um ſie davon abzuſchrecken.

Dieſe kurze Darſtellung beweiſet die Leichtigkeit in dieſem Lande blühende Colonien anzulegen, wir könnten dort eben die Producte als auf den Antillen gewinnen, die noch außerdem den Werth haben würden, daß wir ſie freien Menſchen verdankten, die ein mäßiger Sold nach unſern Plantagen locken würde. Da Gold hier unbekannt iſt, würde der Handel mit unſern Fabrikaten noch immer ein Tauſchhandel bleiben, denn wir würden denſelben Abſatz für dieſe als vor der Revolution finden, und dagegen mancherlei Produkte ſtatt Sklaven eintauſchen.

Die vermehrte Anzahl der Europäer in dieſen neuen Colonien würde eine größere Menge europäiſcher Waaren verbrauchen, und das Deficit decken, welches in dem Handel nothwendig durch den Verfall der Antillen entſtehen muß.

Dieſer Abſatz würde ſich noch anſehnlicher vermehren; wenn die Eingebornen erſt Wohlſtand erlangt

hätten, indem ſie, ohne für einen habſüchtigen Herrn zu arbeiten, die Früchte ihres Schweißes allein erndteten.

Einem Unternehmen dieſer Art ſetzen ſich keine beträchtlichen Schwierigkeiten entgegen; die ganze Küſte iſt zu Colonien vorbereitet; alle Eingebornen ſind dem Handel ergeben, unſere Waaren ſind für ſie ein wahres Bedürfniß geworden. Die lange Gewohnheit uns zu ſehen, hat ſie uns geneigt gemacht, obgleich ſie ſonſt Fremde zu ſcheuen pflegen. Sie ſprechen unſere Sprache, ſind dienſtfertig, erfinderiſch, ruhig und ſanft, und viel zu furchtſam um ſich einer Niederlaſſung zu widerſetzen. Vielmehr würden ſie diejenigen als wohlthätige Gottheiten betrachten, die in ihr Land kämen, und anſtatt ſie zu verkaufen, die Einwohner unterrichteten, daſſelbe zu bebauen und zu benutzen. Ihre natürliche Trägheit iſt die einzige gültige Einwendung gegen dieſen Plan, aber daß ſelbſt dieſer Fehler bei ihnen nicht unvertilgbar iſt, beweiſt der Umſtand, daß ſie für den mäßigen Lohn einer Pagne *) (ein blaues, fünf

*) Pagne iſt im Negerhandel, weil die Schwarzen kein Geld kennen oder nur als Zierath brauchen, eine Rechnungsmünze, nach welcher auf der Küſte Guinea der Preis der verkäuflichen Waaren berechnet wird. Bei den Engländern heißt dieſer Artikel Paun, und ein Sclavenſchiff hat oft an den zum Negerhandel erforderlichen Waaren für vierzig bis 45,000 Pauns am Bord. Vor dem Revolutionskriege rechnete man den Werth einer Pagne 17 bis 18 ggr., oder 2 Schill. 4 D., und man konnte einen erwachſenen Mann

Fuß langes Stück baumwollen Zeug) wöchentlich, alle Arbeiten der europäiſchen Niederlaſſungen auf der Küſte verrichten. Wenn die Neger übrigens träge ſind, ſo rührt es daher, daß die erſtaunende Fruchtbarkeit des Bodens beinahe ohne Arbeit, alle Bedürfniſſe des Lebens im Ueberfluß hervorbringt. Nichts kann ſie in ihrem jetzigen Zuſtande zu größerer Anſtrengung bewegen, indem ſie nur einen Ueberfluß von Produkten erzeugen würden, für die ſie keinen Abſatz finden.

für 80 eine Frau für 65 Pagnen handeln, nemlich nach verſchiedenen Waaren zu Pagnen berechnet. So galt ſonſt eine Flinte 6 Pagnen, ein Paar Piſtolen eben ſo viel, ein Säbel 1 P. Ein Pfund großer rother Corallen 32 P. Ein Pf. ganz kleiner 12 P. Eine kleine Kanne von Zinn 1 P. Ein Fäschen Pulver 6 P. Ein ſchlechtes Meſſer 3 P. Ein weißer Hut 12 P. Ein Scheffel Salz 1 P. Eine Rolle Toback 20 Pag. (S. J. Love Liberty or Death, a Tract vindicating the Probability of trading to the Coaſt of Guinea for its natural Products Mancheſter. 1789 4 S. 5 Der Name Pagne, (angoliſch Macuta) wie der Verf. richtig bemerkt hat, bezeichnet jetzt ein fünf Ellen langes Stück blauer Leinwand oder Kattun, ehemals aber ein ähnliches Stück aus Palmen, Gras oder andern Pflanzen-Faſern gewirkten Zeuges, das die Neger vor Ankunft der Portugieſen als Schürzen, oder Bedeckung des Unterleibes trugen, bis ſie, oder andere Nationen ihnen hernach dergleichen von Leinwand oder andern Zeugen zuführten. Die Portugieſen brachten ſolche unter dem Namen Panho (Pannus) nach Africa, woraus ſich hernach das Wort Pagne, Paun gebildet hat.

Auch haben wir nicht den Haß zu befürchten den ſie wider die Portugieſen hegen, als dieſe ſich während des Amerikaniſchen Krieges zu Cabenda niederließen, und ein Fort erbauten, welches die franzöſiſche Regierung 1784 zerſtören ließ. Damals gieng der Ruf der Portugieſiſchen Grauſamkeiten vor ihnen her, und anſtatt die Schwarzen als freie Menſchen arbeiten zu lehren, und ihnen die Früchte ihres Schweißes abzukaufen, nahmen ſie ſolche mit Gewalt weg, und ſchickten ſie nach Braſilien oder in die Bergwerke von St. Paul. Selbſt für die wenigen Artikel die es ihnen zu bezahlen gefiel, gaben ſie einen weit geringern Preis als in dieſer Colonie bey den äußerſt billigen Preiſen üblich war. Dieſe Verkürzung war den Schwarzen ſo empfindlich, daß die Portugieſen dadurch das Volk, die Kaufleute, die Vornehmen und die Fürſten gegen ſich aufbrachten, und uns, da wir ſie verjagten, als ihre Befreyer empfingen.

Um ſie zu überreden, brauchte man ihnen nur zu ſagen: du willſt Waaren, hier ſind ſie; ich aber will dafür keine Sclaven mehr, du mußt ſtatt deſſen den Boden bauen, und Zucker und Caffee ziehen, den ich dir abkaufen will. Ich will mit dir ein bisher unbenutztes Erdreich bebauen, und du wirſt künftig eben ſo viel Waaren bekommen, ohne genöthigt zu ſeyn deines Gleichen zu verkaufen. Wie ſicher würden bei ſo einfachen und geraden Menſchen, wie die Wilden ſind, dergleichen Vorſchläge Eingang finden.

Zweiter Abſchnitt.

Religion, Sitten und Gebräuche.

Alle Nationen welche die afrikaniſche Küſte vom Cap Lopez Gonſalvo bis an das Cap der guten Hoffnung bewohnen, ſind Götzendiener. Bisher hat man vergebliche Verſuche gemacht das Chriſtenthum hieher zu verpflanzen, und den Portugieſen iſt es am wenigſten gelungen, weil der Haß gegen ſie ihnen den Zugang zu den Herzen der Eingebornen verſperrte *).

Die Bewohner dieſer Küſte haben groſe und kleine Götzen. Die Sorge für die Groſen iſt den Prieſtern aufgetragen, welche man Ganga'm Zambi nennt. Zambi aber iſt die Gottheit, und Ganga'm der Beſchwörer. Dieſe Götzen ſind der Gröſe nach ſehr verſchieden, von einem bis drittehalb Fuß hoch; die Figur iſt nicht übel geſchnizt, weit beſſer ſogar, als ſich bei einem ſo rohen

*) Ganz der Wahrheit gemäß, iſt jene Behauptung nicht; denn ſo unbekannt uns auch die africaniſchen Beſitzungen der Portugieſen ſind, ſo weiß man doch, daß ſie dort ſeit ihrer länger als dreihundertjährigen Herrſchaft immer Miſſionarien unterhalten und dieſe eine Menge vornehmer und geringer zum Chriſtenthum bekehrt, oder vielmehr in mancherlei Ceremonien der römiſchen Kirche unterrichtet haben, auch iſt es ſchon eine alte Verordnung, daß nur getaufte nach Braſilien ausgeführt werden dürfen.

Volke erwarten ließe. Gewöhnlich ſtellt man ſie mit einer Lanze oder einer Meſſerklinge ohne Heft, bewaffnet vor: der Kopf iſt mit einer ſpitzigen Mütze geziert. Sie ſind immer als rächende Götter abgebildet.

Ein ſehr merkwürdiger Umſtand, der wenn man ihn ergründete, gewiß zur Kenntniß der Landesgeſchichte führen könnte, iſt daß alle dieſe großen Götter gar keine Afrikaniſche Bildung haben; bei allen iſt nemlich die Naſe übermäßig groß, und ſehr gebogen, welches dem Charakter der einheimiſchen Formen ganz entgegen iſt. Ich habe mehrere dieſer Götzenbilder geſehen, die Schwarzen wollten aber nie zugeben, daß ich ſie abzeichnete, oder nur genau genug betrachtete, um dies hernach ausführen zu können.

Nirgends habe ich bei ihnen eine Abbildung einer belohnenden Gottheit gefunden. Ihre Prieſter die ſehr große Taſchenſpieler ſind, unterhalten das Volk in einer abergläubigen Spannung, die ſie zu ihrem Vortheil benutzen, und ſtellen ihnen die Götter daher nie anders als fürchterlich und aufgebracht vor, damit man ihren Zorn mit Geſchenken verſöhne.

Die kleinen Götzen ſind die Hausgötter; man nennt ſie Kiſſy. Dieſe ſind eine Art Fetiſche die zum allgemeinen Gebrauch dienen. Die Anzahl derſelben iſt ſehr groß; ſie haben die Aufſicht über alle Lebensbedürfniſſe, vornehmlich aber über das Eſſen und Trinken. Die Figur dieſer Götzen iſt ſelten über ſechs Zoll hoch, und nie we-

niger als drey. Nur das Geſicht hat eine etwas kenntliche Geſtalt, das übrige iſt grotesk und unförmlich. Gewöhnlich ſitzt auf dem Kopfe eine ſpitze Mütze mit einer geweihten Feder geziert; verſchiedne ekelhaft ſchmutzige Lappen hängen dem Götzen am Halſe und ſtellen ſeine Kleidung vor. Das ganze iſt mit einer Kruſte von rothen Pulver bedeckt, das Geſicht zieren noch einige Lagen von buntfärbigen Puder.

Wenn ein Schwarzer ißt oder trinkt, muß vorher einer von ſeinen Bedienten die Speiſen und das Getränk koſten, wodurch ſich der Herr gegen ſeine Domeſtiken zu ſichern ſucht; dieſes nennen ſie tama'm Kiſſy (den Fetiſch herausziehen) alsdann ißt er, und um ſich gegen ſeine heimlichen Feinde zu verwahren füllt er den Mund mit Speiſen die er ſorgfältig käuet, und ſie dann den Götzen ins Geſicht ſpeiet, der nun während der ganzen Mahlzeit ſo beſudelt bleibt; eben das thut er mit ſeinem Palmwein, und glaubt dann zuverläſſig daß er nicht vergiftet werden kann. Die kleinen, ſo beſchmutzten Götzen werden nie gereinigt, welches ſie zuletzt ſehr ekelhaft macht, dies verabſcheuet aber der Congo Neger keinesweges, denn der Schmutz iſt bei ihnen einheimiſch. Die kleinen Hausgötter haben auch Einfluß auf die Geſundheit; ihre Beſchwörer heißen Ganga'm Kiſſy, und ſind ihre eigentlichen Aerzte.

Die großen Götter werden nur bei wichtigen Gelegenheiten zu Rathe gezogen, als in einer dringenden

Gefahr, vor dem Antritt einer großen Reiſe, oder um die Schuld eines Verbrechers zu entdecken.

Ein ſehr merkwürdiger Gebrauch, deſſen genaue Unterſuchung wahrſcheinlich ein großes Licht auf die urſprüngliche Geſchichte dieſer Völker werfen könnte, iſt daß ſie bei der Unterſuchung begangner Verbrechen ſich eben der Proben oder Ordalien bedienen, die vor alten Zeiten in Europa üblich waren. Iſt ein großes Vergehen begangen worden, ſo muß derjenige auf den der Verdacht fällt ſich durch den Fetiſch reinigen. Der Beklagte geht in dieſem Fall zu den Prieſtern, und fordert in Gegenwart des verſammelten Volks die Giftprobe; man nennt dieſes den Fetiſch verſchlucken (nuam Kiſſy). Dieſes Verlangen wird ihm ſogleich gewährt, und man reicht ihm eine Cokosſchaale mit einem heiligen Trank gefüllt. Wenn dieſes Getränk keine Wirkung bei dem Beklagten hervorbringt, ſo iſt er von der Schuld frey; hingegen iſt die erſte Spur von der Kraft des Giftes die Loſung um von dem Pöbel zerriſſen zu werden: man hat hier keine andere Todesſtrafe, die zerſtreuten Glieder werden geſammelt, und an einen Palmbaum aufgehängt bis die Raubvögel ſie verzehren.

Die Waſſerprobe aber iſt nicht unter ihnen üblich; wahrſcheinlich weil ſie kein Mittel entdeckt haben den Ausgang nach ihrem Belieben zu lenken.

Wenn es den Prieſtern gut dünkt verweigern ſie die Giftprobe, um den Verſuch mit dem Feuer an die

Stelle derſelben zu ſetzen. Dieſer beſteht darin, daß man eine glühende Kohle in die Hand nimmt, und wenn dieſe keine Spur zurückläßt, ſo wird der Beklagte im Triumph entlaſſen. Man begleitet ihn mit Gepränge nach ſeiner Wohnung, und trägt den Fetiſch der ihn beſchützt hat, vor ihm her. Was auch immer die Mittel ſeyn mögen deren ſich die Prieſter bedienen, ſo iſt doch unbezweifelt daß ſie die Kunſt beſitzen durch eine vorbereitende Operation die Haut gegen die Wirkung des Feuers unempfindlich zu machen, und daß es daher in ihrer Gewalt ſteht, diejenigen, welche ſie haſſen, dem gewiſſen Tode zu weihen. In dieſer Rückſicht ſind ſie um ſo furchtbarer, da ſie auch die Anklagen einleiten, deren traurigen Folgen keiner ohne große Geſchenke entgeht.

Zuweilen wird ein Menſch der Reinigungsprobe wegen eines Verbrechens unterworfen, das zwanzig Meilen weit von ihm iſt begangen worden, und zwar auch wenn er ein Alibi beweiſen kann. So ſtark iſt ihr Aberglaube daß ſie veſt überzeugt ſind, man könne jedem, dem man nur wolle, den böſen Wind zuſenden, (durch dieſen Ausdruck bezeichnen ſie den böſen Geiſt) und durch dieſes Mittel könne man den Tod irgend eines Menſchen in noch ſo großer Entfernung bewirken. Jeder unerwartete Todesfall iſt für die Prieſter eine Gelegenheit auf die Probe zu dringen, und heimliche Feindſchaften und andre böſe Leidenſchaften tragen nicht wenig dazu bei, dieſe leidige Gewohnheit zu unterhalten.

Ferner zieht man die Gangas zu Rathe um Regen oder Wind zu erhalten: erſteres geſchieht indeß ſelten, da der reichliche Thau, welcher in dieſem Lande beſtändig fällt, den Regen ſelten nöthig macht. Des Windes aber bedürfen ſie, wenn ſich bei dem Mangel an europäiſchen Waaren die Ankunft der Schiffe verſpätet.

In dieſem Fall ſchließt ſich der Prieſter in ſeine Strohhütte ein, erſchüttert dieſe, und läßt aus den Ritzen zwiſchen dem Stroh Rauch hervorbringen, dann kehrt er zu der ſtaunenden Menge zurück, welche veſt überzeugt iſt daß dieſe Hütte nur durch eine übernatürliche Macht gebebt und geraucht habe.

Der Betrüger iſt indeſſen klug genug um ſein Anſehen nicht aufs Spiel zu ſetzen, indem er von Zambi nie ſprechen läßt, außer wenn er vorher den Zuſtand der Atmoſphäre genau unterſucht hat, und beinahe mit Gewißheit Wind oder Regen vorherſagen kann. Er erhält für ſeine Bemühung Geſchenke, und giebt demjenigen der ihn zu Rathe gezogen hat, eine geweihete Feder aus dem Schwanz eines Papageyes.

Die Sprache der Neger in Congo iſt ſehr weich und fließend; ſie iſt tönend aber angenehm; man wird dieſes nach einem kurzen Wortverzeichniſſe, welches ich am Ende dieſes Abſchnitts liefern werde, beurtheilen können, die Diphthongen folgen mit Schnelligkeit auf einander, daher auch dieſe Sprache heftige Empfindun-

gen ſehr gut ausdrücken kann. Die meiſten Zeitwörter endigen ſich wie im Schwediſchen auf ein a; Ihre Conjugationen haben nur zwey Zeiten, die gegenwärtige und die vergangene. Sie haben keine zukünftige Zeit und bezeichnen dieſe nur durch die gegenwärtige. Die vergangene Zeit der Zeitwörter in a endiget ſich in i. Dieſe Conjugation ſcheint mir aus dem Lateiniſchen zu kommen, von der ſie vielleicht den Infinitiv verloren, den Imperativ aber beibehalten haben.

Die Congo Neger wohnen in Strohhütten. Dieſe einfachen Wohnungen von allen Bequemlichkeiten entblößt, ſind demungeachtet nicht unbequem. Sie ſind aus Rohr verfertigt, welches ſo dick, als das Malayiſche iſt, aber nicht die Feſtigkeit und den Glanz hat, wie jenes. Dünne hölzerne Stäbe an der äußern und innern Seite der Wände, welche mit ſtarken Binſen die queer durch die Wand gehen befeſtigt ſind, halten das Rohr zuſammen. Dieſe Stäbe ſowohl als die Binſen Knoten pflegen ſie in gleichen Entfernungen anzubringen, um das Auge nicht durch Mangel an Symmetrie zu beleidigen. Verſchiedene oben auf der Rohrwand zuſammen befeſtigte Stäbe, tragen das Dach von trocknen Palmblättern, die dem Regen undurchdringlich ſind. Einige Häuſer haben hölzerne Thüren; doch hängt dieſes von dem Stande und Vermögen des Beſitzers ab: nur ſehr wenige ſind mit Fenſtern verſehen.

Ein jeder wohlhabender Mann hat mehrere Hütten: eine derſelben dient zur Küche: jede Frau hat eine ei-

gene für ſich und ihre Kinder, und einige andere ſind zum perſönlichen Gebrauch des Herrn. Alle zuſammen ſtehen in einem großen, mit Rohr umzäunten Platz, der in mehrere Höfe abgetheilt iſt; der Bezirk der Weiber iſt abgeſondert, und niemand darf ihn betreten. Außer allen dieſen abgeſonderten Höfen iſt jede Hütte mit einem kleinen viereckigten Raum vorne verſehen, in welchem ein kleines Obdach dicht an der Hütte ſteht, welches auf hölzernen Pfeilern ruht. Unter einem dieſer Schirmdächer empfängt der Schwarze ſeine Beſuche, und nie in ſeiner Hütte, die eigentlich nur ein dunkler Winkel iſt, in den man auf allen vieren hereinkriechen muß. Unter dem kleinen Dach läßt er einen Teppich ausbreiten, und ſetzt ſich auf demſelben ſo nahe an die Thür der Hütte als möglich. Neben ihm unter demſelben Dache, ſind die Perſonen die er empfängt, und vor ihm ſtehen im Kreiſe ohne allen Schutz gegen die Sonne, ſeine Bedienten und das Gefolge des Gaſtes, denn es gehört zum Luxus ſich von einer Menge Bedienten begleiten zu laſſen, von denen viele weiter nichts als den bloßen Namen führen. Denn da es üblich iſt, das Gefolge deſſen der uns beſucht, mit Getränk zu bewirthen, geben ſich viele müßige Kerl für die Bedienten eines Vornehmen aus, und das Recht zu haben ihn überall zu begleiten, wo ſie hoffen können bewirthet zu werden. Wenn man bei Tage Beſuch abſtattet, wird nur Branntwein gereicht, um Sonnenuntergang aber, trinkt man Palmwein friſch vom Baume gezapft; auf dieſes Getränk folgt der Branntwein, den ſie bis zum Unſinn lieben.

Eine Menge kleiner, zwei Fuß breiter Wege, mit hohen Wänden von Rohr eingefaßt, führen zu allen dieſen Hütten und bilden ein vollſtändiges Labyrinth mit dem man bekannt ſeyn muß, um ſich nicht zu verirren. Oft fand ich mich wegen der verſchiednen Gänge in dem Quartier der Weiber, wenn ich am Ausgange zu ſeyn glaubte; und dieſes Verſehen war den Männern nicht ſehr angenehm die ſehr eiferſüchtig ſind.

Nicht alle Wohnungen dieſes Landes ſind gleich; diejenigen in der Nähe der von Europäern beſuchten Gegenden, ſind weit beſſer angelegt. Um nicht ganz im Staube zu wohnen, haben die Kaufleute ihre Häuſer einige Fuß über der Erde erhöht, und dieſes nennt man eine Gibanga. Dieſe Gebäude ſind von großen Baumſtämmen erbaut, die etwa ſieben Fuß über der Erde hervorſtehen, und dicht neben einander geſtellt, und mit eiſernen Klammern, Querbalken und allem was ihnen Feſtigkeit geben kann, zuſammengefügt ſind. Dieſe Stämme unterſtützen einige Balken auf denen der Fußboden der Wohnung ruht. Auf dieſem Untergeſtelle aber errichtet man ein großes Haus von Stroh, welches vorne mit einer Gallerie verſehen iſt, auf der zur Vertheidigung Steingeſchütz, Doppelhaken und ſogar kleine Canonen liegen. Das Haus iſt mit Thüren und Fenſtern verſehen, und dergeſtalt austapeziert und möblirt, daß es eine ganz bequeme Wohnung abgiebt.

Die Europäer pflegen dieſe leichte Wohnung, die allen Bedürfniſſen des Clima entſpricht mit mehrern

andern Hütten zu umgeben: von dieſen ſind einige für die Waaren beſtimmt, einige für die Officianten, für den Wundarzt, dem Branntwein, den Hühnern und andern Thieren angewieſen. Eine andere dient zur Küche, eine zur Schmiede, zum Krankenhaus, zum Stalle und zum Gefängniß. Außerdem wird gewöhnlich ein Garten angelegt in dem ſie europäiſche Gemüſe und Kräuter ziehen, welches alles zuſammen eine beträchtliche Wohnung von großem Umfange ausmacht, die ſorgfältig bewacht wird, vornehmlich zu Malemba wo man beſtändig am Lande wohnt. Diejenigen Neger welche reich genug ſind, ahmen dieſe Sibangen nach, und vorzüglich verdient die des Mambue von Malemba bemerkt zu werden. Dieſe iſt zwar nur eine Strohhütte aber ſo ſorgfältig eingerichtet und möblirt, daß es ſelbſt in Europa weit beſſer als die Häuſer der gemeinen Leute ſeyn würde.

Die Schwarzen haben in jedem ihrer Reiche nur eine Stadt, welche ſie Banze oder Banza nennen. So ſagen ſie Banza Malemba, Banza Loango, um die Reſidenz der Könige dieſer Staaten zu bezeichnen; außerdem aber haben ſie viele Dörfer. Die Städte ſind ein unordentlicher Haufen von ſolchen Hütten wie ich eben beſchrieben habe; gewöhnlich liegen ſie mitten in einem Palmwald, in der Nähe irgend eines Sees oder Fluſſes, oder einer reichlichen Waſſerquelle. Sie enthalten keine breiten Straßen, ſondern blos ſchmale Wege oder vielmehr Fußſteige, die von einer Wohnung zur andern führen. Da jede Stadt aus dergleichen abgeſonderten

Bezirken beſteht, die blos die Wohnung einer einzigen Familie mit ihrem Zubehör enthalten, ſo ſieht man von ſelbſt ein, daß die Städte einen ſehr weitläuftigen Raum einnehmen müſſen, ohne eben ſehr volkreich zu ſeyn. So hat z. B. Banza Loango eine gute Meile ins Gevierte und enthält doch nicht mehr als 500 ſolcher Wohnſtätten oder etwa 15000 Seelen. Jeder Familienbezirk iſt noch außerdem mit einem Stück Ackerland umgeben, wo ſie die Maniokwurzel zu ihrem eignen Gebrauch und andre Früchte und Gemüſe für die Europäer ziehen. Vorzüglich wenden die Eingebornen viel Sorgfalt auf die Cultur des Pimento, oder guineiſchen Pfeffers, welcher ihnen ganz unentbehrlich iſt, indem er den Magen ſtärkt und erwärmt, der in dieſem heißen Clima ſonſt leicht alle Verdauungskraft verlieren würde.

Die ganze Gegend um die Stadt herum iſt mit Palmbäumen aller Art und Cokospalmen bepflanzt, die ihnen ihre Hauptnahrung geben. Die Schwarzen kennen die Wichtigkeit dieſer Bäume auch ſo genau, daß ſie ſich immer da wo ſie wachſen, anbauen, und ſich alle Mühe geben ſie um ihre Wohnung herum zu vermehren. Außer den kleinen Fußpfaden die in den Städten von einer Wohnung zur andern führen, findet man in denſelben auch große feſtgeſchlagene viereckigte Plätze, die zu Märkten und Tummelplätzen der Kinder dienen. Dieſe letztern laufen ganz nackend herum, und wälzen ſich mit dem Federvieh, den Schweinen

und Meerſchweinchen, von denen die Städte wimmeln, im Staube herum.

Wenn man ſich einer Stadt nähert, ſieht man ſie gar nicht, weil ſie ganz mit Bäumen und Sträuchern umgeben iſt. Geht man aber dem Winde entgegen, ſo riecht man ſie wenigſtens, indem ſich die Folgen der Unreinlichkeit der Einwohner weit umher bemerken laſſen.

Die Congo-Neger gehen beinahe ganz nackend, die Theile des Körpers aber die ſie bedecken, kleiden ſie mit Geſchmack. Sie tragen ungeheure Halszierathen von Elfenbein, die ihnen ſehr beſchwerlich ſind, und nur durch eine lange Gewohnheit iſt die Haut des Halſes hinlänglich abgehärtet, um nicht dadurch verwundet zu werden. Ihre Pagnen beſtanden ehedem aus Macuten, welches in ihrer Sprache ein Zeug von Stroh bedeutet. *) Aber ſeitdem ſich durch den Handel mit den

*) Dieſe Macutas ſind die oben erwähnten Pagnen oder die urſprünglichen Bedeckungen der Neger des Unterleibes aus Palmenfaſern und andern Gewächſen, von denen Herodot ſchon gehört hatte. Die erſten Schriftſteller der portugieſiſchen Entdeckungen erwähnen derſelben immer, ohne jedoch ihren Namen zu bemerken; ſo ſagt Ruy de Pyna in ſeiner Chronik König Johann II. S. 148. (Er lebte gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts.) Der König von Congo habe nach Portugal unter andern Geſchenken Panhos de Palma geſandt, die ſchön gewebt, (ben tecidos) und mit bunten Farben (com finas coores) verziert wa-

Europäern der Luxus unter ihnen eingeſchlichen hat, ſind ihre Pagnen von Leinwand, Cattun, Seide, Tuch und ſogar von Sammet. Sie ſind begierig rothe Seekorallen zu erlangen, es iſt dieſes der höchſte Flug des Luxus, und ſie ſchmücken ſich gern damit. Die Reichen tragen eine lange ſilberne Kette, die ſie acht- bis zehnmal um die Hüften ſchlingen. Das wichtigſte Stück aber in ihrem Putz iſt ein Katzenfell mit Schellen und Glöckchen verziert, welches ſie vorne in der Gegend

ren. Noch 1666 wurden ſie in Congo getragen, und zehn dieſer Macuten galten damals 100 Rees. (S. Relation dun Voyage de Congo par Michel Ange de Gattine et Denys de Carli. Lyon 1680. S. 58.) Da dieſe Palmen-Macuten hernach Pagnen genannt, oder in Macuten von Cattun, Leinwand oder Seide veredelt, im Africaniſchen Handel der Maasſtab wurden, den Werth aller verkäuflichen Artikel zu beſtimmen, wie man in andern Gegenden dieſes Welttheils die Waaren-Preiſe nach Barren oder Eiſenſtangen, nach Kupferringen, oder gar Neger-Köpfen berechnet, ſo fingen zuletzt die Portugieſen an, die bloße Rechnungs-Macuten in Macutengeld zu verwandeln. Letzteres beſtand anfänglich aus Kupfermünzen von ganzen, halben und viertel Macuten, und eine ſolche Macute hat noch den Werth von 50 Rees oder ungefähr zwei gute Groſchen. Jetzt rouliren aber auch in Angola Macuten von Silber, und nach dem portugieſiſchen Staats-Kalender, der eine Nachricht von allen Münzen in Portugal und deſſen Kolonien enthält, hat man in Angola Silbergeld von 2. (eine ſolche hat der verſtorbene Büſch in ſeinen Schriften über die Handlung beſchrieben.) 4, 6, 8, 10 und 12 Macuten. Die erſtere iſt 100, und die letzte 600 Rees gleich.

des Unterleibes tragen. Dieſes heißt ihr Canda, welches ſoviel als Fell bedeutet. Dieſer Theil ihrer Kleidung iſt das Zeichen der Ehre; auch ſetzen ſie darauf einen ſo groſsen Werth, daß ſie es für die gröſste Beleidigung halten, einem Manne ſein Katzenfell zu entreißen; eher würden ſie alles über ſich ergehen laſſen, als dieſes dulden. Eigentlich kommt dieſer Schmuck nur den Fürſten zu, höchſtens den kleinern Oberhäuptern, ſo wie aber alle Gewohnheiten ausarten, iſt es auch mit dieſer gegangen. Anfangs hat man das Canda den Hofleuten geſtattet, dann ihren Leuten, und nun ſogar den Kaufleuten, alle aber ſetzen eine groſse Ehre darin es zu tragen, und den Sklaven iſt es ganz verboten.

Der Gebrauch der Armbänder iſt hier, wie beinahe unter allen Nationen des Erdbodens, allgemein. Die Congo-Neger tragen dieſe Zierathen ſowohl an den Armen als um die Beine. Es ſind ungeheure Ringe von Kupfer oder Eiſen. Dieſer Schmuck iſt ihnen auch ſo lieb, daß ſie ſich muthig dem Schmerz unterwerfen, ſich dieſe Ringe um die Knöchel feſtſchmieden zu laſſen; auch habe ich ſie ſo ſchwer geſehen, daß ſie denen die ſie trugen, Schwielen um Hände und Füße verurſachten.

Die Kleidung der Weiber iſt weniger edel: ſie tragen keine Mützen, keine Katzenfelle, und ihre Pagnen ſchleppen nicht auf der Erde wie bei den Männern; dagegen bedecken ſie ſich mit einer ungeheuern Menge

Glaskorallen, von verſchiedenen Farben, die ihnen die Europäer zuführen, und dieſer Schmuck macht mit ihrer ſchwarzen Haut einen ganz angenehmen Contraſt. Den Buſen bedecken ſie mit einer kleinen Pagne von verſchiedenen Zeugen, und ſind auf rothe Corallen eben ſo erpicht wie die Männer; dieſe Zierde zu beſitzen iſt für ſie das höchſte Glück der Eitelkeit, und ſie haben in ihren Augen eben den Werth als Diamanten in den unſrigen.

Was die Sklaven anbetrift, ſo nöthigt uns die Sorge für die Reinlichkeit, ſie ganz nackend gehen zu laſſen. Dieſer Umſtand iſt für ſie nicht drückend, denn ſie kennen keine Schamhaftigkeit. Die Europäer ſelbſt nehmen auch bald dieſe kalte Gleichgültigkeit an, und ſehen ohne die geringſte Empfindung Reize, die ſonſt ihre Huldigung fordern würden.

Die Sitte ſich die Haut zu färben oder zu tattowiren, die man bei ſo vielen rohen Nationen findet, iſt auch hier eingeführt, doch thun es nur die Männer. Es ſcheint bey ihnen eine religiöſe Gewohnheit zu ſeyn, und wird von den Prieſtern verrichtet. Ich war einmal zugegen, als ein ſchmieriger, lächerlicher Kerl mit vielen Grimaſſen dem Mafuc Baba *) zu Malemba,

*) Dieſer Titel bezeichnet eine anſehnliche Würde unter den Negern in Congo, welche im dritten Abſchnitt genauer beſchrieben iſt. Der Mafuc iſt eigentlich der Finanzminiſter und oberſte Mäckler in dem Handel mit den europäiſchen Schiffscapitains, die dort Negerſclaven einkaufen.

die Schläfe, die Stirne und die Arme färbte. So lange er zugegen war blieb der Mafuc und ſeine Weiber ernſthaft, aber kaum hatte er ſie verlaſſen, als ſie in ein übermäßiges Gelächter ausbrachen.

Dieſes beweiſet daß ſie eben keine große Vorſtellung von der Heiligkeit dieſer Operation haben, die ſich die Prieſter übrigens theuer genug bezahlen laſſen. Von dem Mafuc erfuhr ich, daß dieſe Ceremonie dazu dienen ſoll, ihnen den Schutz des Fetiſch gegen den Wind, die Fiſche, die Tiger u. ſ. w. zu verſchaffen; doch ſchien er ſelbſt keinen großen Glauben an die Wirkſamkeit derſelben zu haben, denn nachdem er mich an Bord begleitet hatte, und ich ihn des Abends wieder an Land ſetzen ließ, bat er mich dringend um eine Fackel, oder wenigſtens eine Laterne um die wilden Thiere zu verſcheuchen die er unterweges antreffen könnte.

Die Congo-Neger ſind mehrentheils furchtſam, übrigens ſanft von Gemüth, gut und offenherzig, aber geizig und eitel.

Ihre Eitelkeit geht indeſſen blos auf ihren Putz, und es iſt recht komiſch zu ſehen, wie ſtolz ſie ſich in einer reichen Weſte oder einem geſtickten Rocke brüſten, die man ihnen aus der Trödelbude bringt, und die ſie auf die bloße Haut ohne Hemde anziehen. Da ſie aber nur für den Genuß des Augenblicks Sinn haben, werden ſie dieſes Putzes bald überdrüſſig, und überlaſſen ihn einem ihrer Dienſtboten, der anfänglich darauf

ſehr ſtolz iſt, ihn jedoch bald den geringern Bedienten überläßt die ſeiner eben ſo bald ſatt werden, und ſo kommt der unglückliche Rock bald an den unterſten Pöbel, aber ſo mit Ungeziefer überladen, ſo voll Schweiß, Fett und Schmutz, daß man weder Farbe noch Stickerey erkennen kann.

Den Affen gleich, welche ihre Wälder bevölkern, ſind ſie ſehr zur Nachahmung geneigt; ein Hang, der wenigſtens das erſte Mittel zur Cultur werden könnte. So wollten dieſe Schwarzen, nachdem ſie die Officiere von der Marine geſehen hatten, die 1784 mit Herrn von Marigny kamen, um die Veſtung zu zerſtören welche die Portugieſen zu Cabenda errichtet hatten, nichts als Uniformen mit Epauletten tragen. Die Capitains der Schiffe waren genöthigt ſich nach dieſem Geſchmack zu bequemen, und ihnen Uniformen von allen Farben mit Epauletten geziert zu bringen; dieſe empfingen ſie mit Entzücken, und kauften ſie zu hohen Preiſen ein, weil ſie ſich einbildeten eine große Wichtigkeit zu erlangen, wenn ſie einen Rock trugen, dem jeder wie ſie ſahen, mit ſo viel Achtung begegnete. Dieſe Mode verging indeß ſehr ſchnell, denn man brachte ihnen nur unächtes Gold und Silber *), welches gleich ſchwarz anlief und ihnen zum Eckel wurde.

*) Unter den zum Negerhandel beſtimmten Waaren werden auch eine Menge Hüte mit unächten Treſſen beſetzt, ausgeführt. Ein Sclavenſchiff hat deren gewöhnlich zwanzig bis dreyſſig Dutzend am Bord, die aber von ſo geringem Werthe ſind, daß ein ſolcher Hut nur eine Pague gilt.

Eben dieſer Hang zum Nachahmen macht, daß ſie allen Perſonen welche die vornehmſte Aufſicht über irgend ein Geſchäft führen, den Titel Capitain beilegen, weil ſie nicht Gelegenheit haben eine höhere europäiſche Würde kennen zu lernen. So heißt alſo bei ihnen jedermann Capitain der irgend etwas zu befehlen hat. Derjenige welcher die zuſammengeketteten Sclaven führt, die man theils zu den Arbeiten der Faktorey braucht, theils nach den Colonien einſchift, heißt Ketten-Capitain; dieſer Mann iſt mit einem Säbel bewafnet, und betrachtet ſich als eine ſehr wichtige Perſon. Der Waſſer-Capitain, der Holz-Capitain, der Hühner-Capitain, der Fiſch-Capitain führen alle dieſe Titel von ihrem Geſchäft. Der Jagd-Capitain iſt der angeſehenſte, und zwar aus dem einzigen Umſtand weil er den Muth hat, ziemlich ungeſchickt ein Gewehr abzufeuern, welches ihm bei vielen der Eingebornen ſehr hoch angerechnet wird; endlich heißen auch diejenigen welche den Palmſaft abzapfen, Palm-Capitains.

Der Stamm des Palmbaums iſt bekanntermaßen ganz ohne Aeſte und Blätter, bis oben hinauf wie der Schaft einer Säule; ſo ſchwierig es nun auch ſcheinen mag, ſo klimmen die Neger doch in einem Augenblick den langen Stamm hinauf. Der Palm-Capitain iſt zu dieſem Geſchäft mit einem grünen, biegſamen Reif, wie ein Faßband, verſehen; dieſen ſchließt er ſo feſt als möglich um ſich und den Baum herum; alsdenn ſtützt er den Rücken feſt gegen den Reif, und ſtemmt die Knie und Füße mit Kraft gegen den rauhen Stamm

des Baums. Mit einer leichten Bewegung läßt er nun den Reif zwey Fuß höher ſpringen, und indem er ſich zuſammenkrümmt, zieht er ſeine Füße eben ſoviel höher hinauf, durch öftere Wiederholung dieſes einfachen Kunſtgriffs erreicht er den Gipfel des Baums. Zuweilen bricht der Reif, oder das Band löſet ſich, das ihn zuſammen hält, alsdenn thut der Unglückliche einen ſchweren Fall, der ihm zuweilen das Leben koſtet, oder ihn wenigſtens ſchwer verwundet, nachdem er den Baum höher oder niedriger erklettert hatte.

Sobald der Palmkapitain ſich oben befindet, ſchneidet er einen Zweig des Baums wie das Mundſtück einer Flöte ab, befeſtigt in die Oefnung ein Blatt in Geſtalt eines Trichters, und ſteckt dieſes in eine Calebaſſe, welche vier und zwanzig Stunden dort hängen bleibt, und je nachdem der Baum ſaftig iſt, ſich anfüllt. Ein ſolcher angebohrter Cokosbaum trägt keine Früchte, die abgeleiteten Säfte fließen alle der Wunde zu, die man von Zeit zu Zeit erneuern muß, damit ſie nicht verwächſt. Bey erſchöpften Bäumen muß es täglich geſchehen.

Der Saft des Cokosbaums iſt weislich, kömmt bald in Gährung und ſäuert leicht. Anfänglich iſt er den Fremden widrig, man gewöhnt ſich aber bald, und findet großen Geſchmack daran. Er ſchäumt wie Champagner, und iſt friſch von lieblichem Geſchmack.

Der Geſang der Bewohner der Küſte von Angola, verdient viel Aufmerkſamkeit, indem er weit gebildeter

iſt als man von einer wilden Nation erwarten dürfte. Wenn ſie auch nicht die Verfeinerung der Kunſt kennen, wenn ſie auch keine Melodie haben, ſo hat ſie doch die Natur mit ſo bildſamen Organen und einem ſo feinen Ohr begabt, daß ſie vermittelſt dieſer Anlagen einigen Begriff von Harmonie bekommen haben. Sie ſingen mit außerordentlicher Beſtimmtheit, und wenn es gleich eine barbariſche Muſik iſt, ſo haben ſie doch die erſte und zweite Stimme und den Baß, und dieſe Harmonie iſt ſo richtig als ſie nur immer ſeyn kann; das heiſt, wenn man einem Componiſten die erſte Stimme eines ihrer Lieder gäbe, ſo würde er nach derſelben eine zweite Stimme und den Baß genau ſo ſetzen, wie die Neger dieſe in ihrem Lande ſingen. Ihre Geſänge begleiten ſie mit Tänzen, die mehr muſikaliſch als graziös ſind. Derjenige, welcher den Tanz anfängt, ſtellt ſich vor die Tänzer, die, wenn ſie zahlreich ſind in einer oder zwey Reihen ſtehen, ſonſt aber einen Kreis um den Vortänzer ſchließen. Zuerſt lehrt dieſer Mann ſie die Pas, die ſie machen ſollen, denn theilt er ſie in die erſte, zweite Stimme und Baß, wobei er jedem den Platz anweiſet, der ihm nach ſeiner eigenthümlichen Stimme zukommt; dann ſingt er ihnen alle drey Theile des Liedes vor, welches ſie auch bald faſſen, da der ganze Geſang nur aus zwey bis drey Redensarten beſteht, die beſtändig wiederholt werden. Verſchiedene dieſer Geſänge ſind auch eine Art von Unterredung mit dem Vorſänger, welcher allein ſingt, und dem das Chor antwortet. Wenn jeder ſeine Stimme einſtudirt hat, fangen ſie zuſammen an; jeder Takt wird mit einem Sprung auf einem oder beiden

Beinen begleitet, und die guten Noten jedes Takts werden durch einen Tritt mit dem Fuß, mit bewundernswürdiger Uebereinſtimmung bezeichnet. Jeder Einſchnitt des Takts wird durch ein Händeklatſchen angedeutet und beſtimmt; und wenn die Bewegung langſam iſt, bedienen ſie ſich dieſes Händeklatſchens auf eben die Art, wie wir der Taktſtriche; das heiſt, ſie bezeichnen den Takt durch ein ſo oft wiederholtes Klatſchen als ſie nöthig finden, um der Bewegung Ausdruck zu geben, und dieſer Ausdruck iſt ſehr fühlbar. Ein Fremder erkennt ſogleich ob der Gegenſtand traurig, ernſthaft oder luſtig iſt. Ihre Geſänge begleiten ſie mit verſchiedenen Trommeln, und ſo genau nach dem Takt und mit einer ſolchen Präciſion, daß ſie das geübteſte Ohr in Erſtaunen ſetzen.

Die Congo-Trommeln ſind verſchieden an Geſtalt und Verhältniß; man hat deren zum Tanz und zu öffentlichen Feſten, zum Lärmſchlagen und zum Kriege. Dieſe letztern gleichen in der Geſtalt vollkommen unſern Zimbeln; die zum Lärmſchlagen ſind wie die zu den Feſten gehörigen, nur dicker; die kleinſten endlich ſind die welche man bei dem Tanze gebraucht. Dieſe letztern ſind aus einem Zweige des Mapubaums *) verfertigt,

*) Dieſen Baum hat der Verf. ſchon oben im erſten Abſchnitt beſchrieben. Den Namen Mapu kennen andere Reiſende nicht, Barbot ausgenommen, der gelegentlich bemerkt, daß deſſen Holz den Negern zu Flöſſen diene, ſondern Cavazzi der 1654 in Congo war, nennt ihn Aliçondo. (Labat Relation de l'Ethiopie Occidentale. T. I.

etwa ſieben Fuß lang und funfzehn Zoll im Durchſchnitt; eine andere Art dieſer Trommeln iſt mit einem ſchlecht geſpannten Ziegenfell überzogen, welches einen ſehr dumpfen Ton giebt. Das Inſtrument wird gewöhnlich mit Hülfe des Feuers ausgehöhlt, aber es bleibt noch immer ſo dick, daß das Holz nicht vibriren kann, folglich bringt man nur einen unvollkommnen Ton hervor. Derjenige welcher die Trommel rührt, ſitzt darauf, oder trägt ſie an einem Bande hängend zwiſchen den Beinen. Sie bedienen ſich um ſie zu ſchlagen keiner Stöcke, ſondern thun es blos mit den Händen. Ihre muſikaliſchen Inſtrumente kommen ihren Geſängen nicht gleich. Sie haben eine Art Violine aus der Frucht des Mapu gemacht, über welche ſie drey Saiten ſpannen, die ſie mit den Fingern wie die Guitarre ſchlagen. Sie befeſtigen auch ein Griffbrett an dieſes ſchlichte Inſtrument es dient aber blos dazu diejenigen Saiten zu ſpannen, welche ſie nicht berühren. Sie halten die Violine zwiſchen beiden Händen, das Griffbrett nach außen gekehrt und kneipen mit den beiden Daumen, indem ſie dazu einen widrigen Geſang durch die Naſe anſtimmen. Ich habe nie genau beſtimmen können, welches Verhältniß die drey Saiten zu einander hatten. Es ſchien mir als ob zwiſchen den beiden ſtärkſten nur ein Ton war, und die Intervalle zwiſchen der höchſten und der zweiten war eine groſe Terze. Dieſes Maas iſt aber nicht völ-

S. 120.) Eben dieſen Namen führt er beim Merolla von Sorrento und Zachelli. (Reiſebeſchreibung nach Congo. S. 282.)

lig genau, und die Begleitung iſt ein unharmoniſcher Lärm ohne alle Kunſt.

Sie haben auch ſehr lärmende Trompeten, theils von Holz, theils von Eiſenbein. Dieſe letztern ſind ſehr ſelten, weil ſie aus einem einzigen Stück ſeyn müſſen und es ſchwer hält ſo große Elephantenzähne zu finden. Sie ſtimmen ſie ziemlich richtig unter einander, aber es bleibt doch immer eine barbariſche Muſik.

Ihr Geiz zeigt ſich in der Gierigkeit mit welcher ſie alles, was ſie nur von Europäiſchen Waaren bekommen können, an ſich reißen. Auch hat alles nur in Beziehung auf dieſe einen Werth für ſie. Ein kleiner Vorfall, welcher ſich zu Malemba ereignete, kann zu ihrer Charakterſchilderung dienen.

Ein franzöſiſcher Geiſtlicher, welcher Miſſionarius in dieſem Lande war, trieb ſein Geſchäft mit großem Eifer; aber ſein Gemälde des ewigen Lebens, ſo anziehend er es auch zu machen ſuchte, konnte keinen der Eingebornen anlocken. Der Aufenthalt im Paradieſe ſchien ihnen ſehr langweilig, weil man ihnen nicht verſprach daß ſie dort Branntwein trinken würden; auch klagten ſie ſehr darüber, und zogen eine Reiſe nach Frankreich, wo dieſes koſtbare Getränk herſtammte bei weitem vor. Der Miſſionarius machte alſo keine Proſelyten. Endlich ließ ſich doch einer, durch die dringenden Vorſtellungen des Geiſtlichen dahin bringen, ſich mit ihm einzulaſſen, und ins Paradies zu reiſen, und

fragte, wie viel Waaren er dafür erhalten würde. Gar keine, erwiederte der Geiſtliche: wir wollen uns verſtändigen, ſagte der Schwarze. Ich frage dich, wie viel Waaren du mir geben willſt um die vorgeſchlagene Reiſe zu machen. Der Miſſionarius wiederholte nochmals mit Salbung die vorige Antwort, indem er jedoch alles hinzuſetzte, was ihn reitzen könnte. Der andre aber antwortete ihm in gebrochnem Franzöſiſch: das habe ich alles hier, glaubſt du, daß ich dort umſonſt hinlaufen werde; gieb Waaren her, oder es wird nichts daraus. Der Geiſtliche beſtand wenigſtens auf die Taufe, aber er bekam zuletzt keine andere Antwort, als gieb Waaren her, gieb Branntwein her. Nie hat eine Miſſion weniger Fortgang gehabt. Der arme Pater Joly blieb zwey Jahre zu Malemba und in dieſem ganzen Zeitraum taufte er nur einen einzigen Neger, und dieſer war noch dazu ein krüpelhafter Sklave den niemand kaufen wollte. Die Kaufleute, um ihn los zu werden, wollten ihn von der Spitze des Berges herunterſtürzen *); voll Eifer lief unſer Pater hin, und kaufte

*) Eine ähnliche Behandlung alter oder fehlerhafter Neger, welche von europäiſchen Sclavenhändlern verworfen werden, beſchreiben auch andere Reiſebeſchreiber. Smellgrave (Account of ſome parts Guinea S. 47. 101) erzählt, die Einwohner von Whidah ermordeten die alten Leute von ihren Kriegsgefangenen, weil ſie doch nicht von Europäern gekauft würden. In eben dieſem Negerlande ſollte 1727 eine Frau wegen Vergehungen als Sclavin verkauft werden, weil ſie zu alt war, wollte ſie kein Negerhändler haben,

ihn los für ein wenig Branntwein, und blos wegen ſei- ner Misgeſtalt ward dieſer Unglückliche ein Chriſt.

Dieſes iſt nicht das einzige Beiſpiel einer fruchtloſen Miſſion. Im Jahr 1777 kam eine von La Rochelle an, die aus vier Italieniſchen Geiſtlichen voller Eifer für die gute Sache beſtand. Sie wollten ſich unter das Volk von Sogno *) begeben, und waren reichlich mit Geſchenken verſehen, die ihnen den Fortgang ihres Geſchäfts erleich- tern ſollten; auch hofften ſie im Lande noch die hinter- laſſenen Beſitzthümer einer frühern Miſſion zu finden,

der König ließ ſie daher ſtatt eines andern Negers der er- ſäuft werden ſollte, hinrichten, und behielt dieſen zum Sclaven.

*) Sogno iſt eine von den ſechs Provinzen worinnen das Reich Congo vertheilt wird, die andern heißen Bamba, Sundi, Pango, Batta und Pimba. Sie wird gegen Norden von dem Zairefluß und gegen Süden vom Fluſſe Ambeiz begränzt, und von eignen Fürſten regiert, die Miſſionarien in ihrem Lande dulden, auch zuweilen die katholiſche Religion ange- nommen haben. Der Kapuziner Anton Zuchelli von Gra- diſca hat ſich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lange in Sogno als Miſſionarius aufgehalten und in ſeiner Reiſe die Beſchaffenheit dieſes Landes beſchrieben. Die von Hn. Degrandpre ſo oft angeführten Ortſchaften Cabenda und Malemba ſind in zwey verſchiedenen Provinzen des Reichs Loango, jenſeit des Zayre belegen, und die Negerhändler nennen jene Provinzen nach dieſen Handelsplätzen. Daher heiſt bei ihnen Cacongo, Malemba, und die kleine Land- ſchaft N'jogo (Anjoi) Cabenda. (S. Proyart Geſchichte von Loango, Cacoango ꝛc. S. 8.)

welche Krankheiten und andre Umſtände in ihrem Vorhaben geſtört hatten.

Ich befand mich eben damals zu Cabenda, als die guten Mönche zu Malemba ankamen. Der Vornehmſte, von den drey andern begleitet, reiſte voran nach Cabenda, wo ich ihn weiter beförderte. Ihre Reiſe war nicht die glücklichſte, denn entweder durch den Unverſtand der Neger oder durch ihre Bosheit geriethen ſie in Gefahr zu ertrinken, indem ſie über dem Zairefluß ſezten. Indeſſen erreichten ſie doch Banze Sogno, die Hauptſtadt dieſer Provinz, und baten uns ihre Gefährten nachzuſchicken. Ich fertigte ſie ſogleich ab, aber in weniger als zehen Tagen kehrten ſie ganz erſchrocken zurück, und zweifelten ob ſie wirklich mit dem Leben davon gekommen wären. Bey ihrer Ankunft dort hatten ſie ihre Freunde vergiftet, todt und begraben gefunden. Sie machten ſich auf eben dieſes Schickſal gefaßt, und einer von ihnen dachte ſchon an nichts weiter als ſich gehörig zum Tode vorzubereiten; der andere aber, welcher jünger und muthiger war, und noch mehr am Leben hieng, gerieth auf den Einfall die Schwarzen zu hintergehen. Er ſtellte ſich als ob er den Tod der beiden andern für natürlich hielt, und beredete die Eingebornen, ſie hätten den größten Theil der ihnen beſtimmten Geſchenke zurückgelaſſen, dieſe würde man aber niemand anders als ihnen ſelbſt ausliefern; auch wäre es nothwendig, daß ſie beide reiſeten, weil ſie auf verſchiedenen Schiffen nach Africa gekommen wären, und keiner für den andern die Geſchenke abholen könnte.

ihn los für ein wenig Branntwei[...] [...]che. [...]ner Misgeſtalt ward dieſer Un[...] [...], daß [...]

Dieſes iſt nicht das [...] ho[...] Miſſion. Im Jahr 17[...] die aus vier Italien[...] gute Sache beſtar[...] [...]ac[...] Sogno *) bege[...] [...] wir ſi[...] verſehen, die [...] [...], wieder nac[...] tern ſollte[...] laſſenen [...]

[...]arien ziehen ſich indeſſen öft[...] [...] Schickſal zu; wenn ſie den Negern blos [...]igten, oder ſolche in den Anfangsgründen des Chriſtenthums unterrichteten, ſo würden ſie wohl nicht viel ausrichten, doch zuverläſſig keine üblen Folgen davon erfahren, und vielleicht könnte die Beharrlichkeit endlich doch zum Zweck führen, zumal wenn ſie die ältern Leute ihren gewohnten Weg gehen ließen, und ſich nur an die Kinder wendeten. So aber ohne ein Wort von der Sprache zu verſtehen, und folglich ohne Gründe für ihre Abſicht angeben zu können, fangen ſie damit an, daß ſie von ihnen fordern ihre alte Lebensart zu verlaſſen, und ihnen die ſtrengſte Kirchenzucht auferlegen. So hat es Miſſionarien gegeben, die in ihrem heiligen Eifer die Vielweiberey ohne Rückſicht auf den Einfluß des Clima, und die Macht der Gewohnheit ohne Schonung verdammten, und ihnen ihre Weiber mit Gewalt zu entreißen ſuchten, und da ſie glaubten das Beiſpiel der vornehmſten würde am kräftigſten auf die andern wirken, wählten ſie gerade dieſe um ihren apoſtoliſchen

… an ih… dung hat, als ob er eine glühende
…n, … ckte, und von Kopf bis zu den
… ſſen wird.

… n ſich hauptſächlich von
… dörren; ſie eſſen außer
… te Piſangs, in der
… nen ver… Früchte, etwas ge-
… n nützlich zu … und ſehr ſelten
… en Krankheiten behülf… welche ſie für
Ackerbau lehrten, dieſe wä…
welche von ihren Bemühungen …
hoffen könnten. … erlaubt
… befin-

Die Neger machen alle ihre Reiſen zu … ar-
ſie nicht reich genug ſind, ſich in einer Hängemat…
gen zu laſſen. Dieſe Hängmatten ſind ein ſehr ſtarkes Gewebe oder Flechtwerk von Baumwolle, welches Produkt wohl bey ihnen einheimiſch ſeyn muß, obgleich ich es nicht habe wachſen ſehen *).

Dieſes Baumwollenzeug iſt an jedem Ende mit einigen Schnürlöchern verſehen, durch die einige Stricke gezogen werden, vermittelſt deren man die Hängmatte

*) Daß Baumwolle in mehrern Gegenden von Africa ein einheimiſches Product ſey, iſt allgemein bekannt. Sie wächſt zwar dort meiſtens wild, weil die Einwohner keinen Abſaz finden. Sie könnte indeſſen leicht, und von vorzüglicher Güte gezogen werden. (Clarkſon über die gegenwärtige Beſchaffenheit des Sclavenhandels S. 104.)

Die Neger, welche darauf rechneten, daß ſie auch dieſe beiden zeitig genug in ihrer Gewalt haben würden, und gierig nach den verſprochenen Geſchenken, liefen in die Falle; baten ſie, um ſie deſto ſicherer zu machen, einige Weiber und Kinder zu taufen, und verſahen ſie darauf mit Hängematten, um nach der Küſte zurückzukehren. Von hieraus ſchickten wir ſie, voller Freuden ſo glücklich entkommen zu ſeyn, wieder nach St. Domingo.

Die Miſſionarien ziehen ſich indeſſen öfters ſelbſt ein ſolches Schickſal zu; wenn ſie den Negern blos vorpredigten, oder ſolche in den Anfangsgründen des Chriſtenthums unterrichteten, ſo würden ſie wohl nicht viel ausrichten, doch zuverläſſig keine üblen Folgen davon erfahren, und vielleicht könnte die Beharrlichkeit endlich doch zum Zweck führen, zumal wenn ſie die ältern Leute ihren gewohnten Weg gehen ließen, und ſich nur an die Kinder wendeten. So aber ohne ein Wort von der Sprache zu verſtehen, und folglich ohne Gründe für ihre Abſicht angeben zu können, fangen ſie damit an, daß ſie von ihnen fordern ihre alte Lebensart zu verlaſſen, und ihnen die ſtrengſte Kirchenzucht auferlegen. So hat es Miſſionarien gegeben, die in ihrem heiligen Eifer die Vielweiberey ohne Rückſicht auf den Einfluß des Clima, und die Macht der Gewohnheit ohne Schonung verdammten, und ihnen ihre Weiber mit Gewalt zu entreißen ſuchten, und da ſie glaubten das Beiſpiel der vornehmſten würde am kräftigſten auf die andern wirken, wählten ſie gerade dieſe um ihren apoſtoliſchen

Eifer an ihnen auszulaſſen, und man darf ſich eben nicht wundern, daß die Neger dieſes nicht leiden wollten.

Ich bin indeſſen überzeugt, es würde leicht ſeyn, die Neger von Congo zu civiliſiren; nur müßte man vor allem zuerſt ihr Vertrauen gewinnen; man müßte Miſſionarien wählen, die anſtatt ſie unterrichten zu wollen, ehe ſie ſich ihnen verſtändlich machen können, ſich beſtrebten ihnen nützlich zu ſeyn. Wundärzte die ihnen bey ihren Krankheiten behülflich wären, Männer die ſie den Ackerbau lehrten, dieſe wären die beſten Miſſionarien, welche von ihren Bemühungen einen glücklichen Erfolg hoffen könnten.

Die Neger machen alle ihre Reiſen zu Fuß, wenn ſie nicht reich genug ſind, ſich in einer Hängematte tragen zu laſſen. Dieſe Hängmatten ſind ein ſehr ſtarkes Gewebe oder Flechtwerk von Baumwolle, welches Produkt wohl bey ihnen einheimiſch ſeyn muß, obgleich ich es nicht habe wachſen ſehen *).

Dieſes Baumwollenzeug iſt an jedem Ende mit einigen Schnürlöchern verſehen, durch die einige Stricke gezogen werden, vermittelſt deren man die Hängmatte

*) Daß Baumwolle in mehrern Gegenden von Africa ein einheimiſches Product ſey, iſt allgemein bekannt. Sie wächſt zwar dort meiſtens wild, weil die Einwohner keinen Abſaz finden. Sie könnte indeſſen leicht, und von vorzüglicher Güte gezogen werden. (Clarkſon über die gegenwärtige Beſchaffenheit des Sclavenhandels S. 104.)

ſtark an zwey Pflöcke beveſtigt, die queer durch eine 24 bis 25 Fuß lange Bambusſtange gehen. Der Reiſende ſezt ſich ſeitwärts in die Hängmatte, und hat die Stange, welche vier Träger an den Enden mit unglaublicher Geſchwindigkeit forttragen, in der Gegend der Bruſt vor ſich. Man kann ſich keine bequemere Art zu reiſen denken, nur finden die Europäer, welche nicht mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen können, es läſtig ſie heraushängen zu laſſen, weil die geſpannte Matte ihnen in die Kniekehlen ſchneidet.

Die gewöhnliche Speiſe der Neger iſt die bis zur Säure gegohrne Maniokwurzel, die ſie im heißen Sande backen. So zubereitet iſt ſie weich und ſaftig, und vertritt die Stelle des Brodtes.

Außerdem machen ſie eine Art von Ragout das ſie Cary nennen, welches mit Cokosöl, einer Art Tomate, *) Terra marita und Engliſchem Gewürz bereitet wird. Dieſe Sauce brauchen ſie zuweilen zu ihren Fiſchen, zuweilen auch zum Geflügel; ſie iſt ſo fürchterlich ſtark gewürzt, daß wer nicht daran gewöhnt iſt, bey dem er-

*) Proyart beſchreibt S. 26. die Tomate als eine kleine Frucht von der Größe und Farbe einer Kirſche. Die Neger brauchen ſie an ihren Speiſen, wie wir Zwiebeln, allein mehr zum Ausfüllen, als zum Würzen. Sie wächſt auf einer kleinen Staude, nimmt den Geſchmack einer jeden Brühe an, theilt ihr aber keinen mit, weil ſie ganz unſchmackhaft iſt, von Terra marita habe ich keine Erklärung finden können.

ſten Biſſen die Empfindung hat, als ob er eine glühende Kohle in den Mund ſteckte, und von Kopf bis zu den Füßen mit Schweiß übergoſſen wird.

Die Küſtenbewohner nähren ſich hauptſächlich von Fiſchen, die ſie an der Sonne dörren; ſie eſſen außer ihrem Cary noch unreife, geröſtete Piſangs, in der Aſche gebackne Piſtacien und andere Früchte, etwas gebratnes Geflügel, ſehr wenig Gemüſe, und ſehr ſelten Wildpret oder Ziegen und Schweine, welche ſie für die Europäer aufbewahren.

Die unter ihnen eingeführte Vielweiberey, erlaubt ihnen ſo viel Frauen zu nehmen, als ſie für gut befinden, dieſe ſind Sclavinnen; wenn indeſſen ein Schwarzer die Tochter eines großen Vaſallen, oder irgend eines andern gleich angeſehnen Mannes zur Frau nimmt, darf er ſie nicht verkaufen; über alle übrigen aber hat er dieſes Recht, doch üben ſie es ſelten aus. Im Innern des Hauſes hat auch die Vornehmere keine Vorrechte, und ſie ſteht mit den übrigen Sclavinnen in einer Claſſe. Sie haben keine Heirathsgebräuche, der Mann nimmt die Frau, und von dem Augenblick an iſt er ihr Herr, ohne alles Zuthun der Prieſter; er lebt ohne Unterſchied mit allen ſeinen Weibern, und vertheilt ſeine Gunſtbezeugungen unter ſie nach Belieben. Jede Frau aber wohnt mit ihren Kindern in einer beſondern Hütte, doch haben alle dieſe Hütten einen gemeinſchaftlichen Hof.

Um die Tageszeit wo der Palmwein getrunken wird verſammeln ſich gewöhnlich alle Weiber bei dem Mann, ausgenommen wenn ſie ihre periodiſche Reinigung haben, alsdann wird die Frau als unrein betrachtet, und verbirgt ſich vor jedermanns Augen. Sie muß ſechs Tage eingeſperrt bleiben, ohne ſich vor irgend einem menſchlichen Weſen ſehen zu laſſen; erblickt ſie aber jemand aus Verſehen, oder ſonſt durch einen Zufall, ſo fangen die ſechs Tage wieder von neuem an. Ihre Gefährtinnen bringen ihr die Speiſen bis an die Thür der Hütte, wo ſie ſolche wegnimmt, ſobald ſie ſich entfernt haben. Dieſe Unpäßlichkeiten dauern kaum ſechs Täge, ſobald ſie aber vorbei ſind, beklebt ſie ſich vom Scheitel bis zu den Zehen mit rother Erde; ſogar das Geſicht und die Haare werden nicht verſchont; in dieſem Zuſtande bleibt ſie bis zu dem Ausgang der beſtimmten Zeit, wo ſie hingeht ſich zu baden, die rothe Erde hat indeſſen allen Schmuz an ſich gezogen, und ſie kömmt ſchöner, das heißt ſchwärzer als je, aus dem Bade.

Die Weiber bedienen ſich nicht allein der rothen Erde um ſich zu ſäubern, die Männer machen auch Gebrauch davon, und laſſen einen kleinen Kreis von rother Erde um die Nägel der Hände und Füße ſtehen, um ihre Sauberkeit zu beſcheinigen.

Der Rang in der Geſellſchaft iſt ohne Rückſicht auf Staatsämter folgendergeſtalt veſtgeſetzt: den erſten hat der König und ſeine Familie, alsdann folgen die ge-

bornen Prinzen, hierauf die Gemahle der Prinzeſſinnen, ferner die Vaſallen, die Hofleute, die Kaufleute, und die Knechte.

Dieſe letztern machen eigentlich die niedere Volksklaſſe aus; viele unter ihnen ſind Sclaven, und den Launen ihrer Herren unterworfen, die ſie verkaufen können ſobald es ihnen beliebt. Viele andre haben ein ſolches Schickſal nicht zu befürchten, obgleich das Geſetz ſie ebenfalls für Sclaven erkennt; aber entweder geben ihre Reichthümer ihnen ein Anſehen, oder der lange Aufenthalt an einem und demſelben Orte hat ſie dort ſo einheimiſch gemacht, daß ihre Herren ſich ſcheuen, ſie zu verkaufen, oder ſie ſelbſt ungern verlieren möchten. Sie erkennen ſich demnach ſelbſt als Sclaven, der Herr kennt auch ſeine Rechte, er übt ſie aber ſelten aus.

Die Klaſſe der Kaufleute beſteht aus den unzähligen Negern welche Afrika durchſchwärmen um Sklaven aufzuſuchen. Um bis zu den Europäern zu dringen, müſſen ſich dieſe Leute an Unterhändler wenden, welche letztere die eigentlichen Mäkler ſind, und unmittelbar mit den Befehlshabern der Schiffe handeln. Ihr Reichthum oder ihre Gewalt beſtimmt den Grad des Zutrauens, welches dieſe Kaufleute zu ihnen haben, daher ſind ſie auch alle angeſeſſen. Ihre Wohnung iſt immer in der Nähe der Gegend, wo die Schiffe anlegen. Dort empfangen ſie die Kaufleute, bewirthen ſie köſtlich, um ſie zu bewegen, bald wieder zu kommen, und überlaſſen ihnen häufig den ganzen Preis der Sklaven, in-

dem ſie ſich mit dem begnügen was ihnen die Europäer für ihre Mühe geben.

Jedermann hat die Erlaubniß ein Mäkler zu ſeyn, ſobald er nur das Vertrauen der Kaufleute gewinnen kann. So ſind die Landeigenthümer, ihre Knechte, die Lehnsleute oder Vaſallen, die Staatsofficianten, ſelbſt die Fürſten Mäkler. In der Geſellſchaft haben ſie ſogleich den Rang nach dem Fürſten. Ein Schwarzer, der eine europäiſche Faktorey beſucht, findet ſich durch den Titel ein großer Mäkler mehr geſchmeichelt als durch irgend einen andern. Einer der vornehmſten Staatsbedienten, wird, wenn er abgeſetzt wird, wieder Mäkler, oder vielmehr er bleibt bei dieſem Gewerbe, weil er daſſelbe auch neben ſeiner vorigen Würde trieb. Die Europäer haben nicht wenig dazu beigetragen, das Anſehen dieſer Claſſe von Menſchen zu vermehren, indem ſie dieſe nützlichen Werkzeuge ihres Handels mit beſondrer Achtung auszeichneten; jeder will alſo Mäkler ſeyn, und weiter geht ſein Ehrgeiz nicht.

Der Lehnsmann iſt ein reicher Landeigenthümer, der zwar nicht am Boden haftet, aber doch Leibeigner des Königes und der Prinzen von Geblüt iſt, die ihn verkaufen können wenn ſie wollen.

Man theilt die Prinzen in zwey Claſſen, die Prinzen von Geblüt und die Gemahle der Prinzeſſinnen. Es herrſcht hier eine ganz beſondere Sitte, nehmlich

die, daß der Adel durch die Mutter, und nicht durch den Vater fortgepflanzt wird. Wenn ein Prinz von Geblüt noch ſo viele Kinder hat, ſo wird doch keines von ihnen unter die Prinzen gerechnet, wenn die Mutter keine Prinzeſſin iſt, die Kinder einer gebornen Prinzeſſin hingegen, ſind alle Prinzen von Geblüt, der Vater mag ſeyn wer er will. Das nemliche Geſetz ſchließt das Kind von der Erbſchaft des Vaters aus, und der Grund, den ſie dafür angeben, iſt, daß man den Vater des Kindes nie zuverläſſig wiſſen könne, über die Mutter aber könne kein Zweifel entſtehen.

Die Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt behaupten einen ſehr hohen Rang und beſitzen große Gewalt; ſie haben das Vorrecht jeden zu verkaufen, der nicht wie ſie, Prinz von Geblüt iſt. Man überhäuft ſie mit aller erſinnlichen Ehrenbezeugung; wenn man mit ihnen ſpricht, ſo giebt man ihnen den Titel Moene, ſpricht man aber von ihnen ſo bezeichnet man ſie durch das Wort Fumu *). Dieſe Benennungen ſind beiden Geſchlechtern gemein. Die Staatsbedienten geben ihnen überall den Vortritt, ſie erſcheinen öffentlich mit allem

*) Die Bedeutungen dieſer Titel ſind im Original nicht erklärt, allein in dem kleinen Wortregiſter der congoiſchen Sprache, das im erſten Theil dieſer Reiſe ſich findet wird Mône durch Monſeigneur überſetzt, da aber Môna in dieſer Sprache ein Kind heiſt, ſo kann Mône vielleicht das ſpaniſche Infante bezeichnen. Fumu überſetzt unſer Verf. durch Prinz. Beim Merolla, der auch einige Worte dieſer Sprache (Churchills Collection of Voyages and travels. V. I. S. 616.) geſammelt hat, heiſt Fumu, Toback.

Pomp deſſen ſie fähig ſind, und empfangen den Saquila, eine Art Ehrenbezeugung oder Compliment, mehrentheils ohne ihn zu erwiedern.

Die Prinzen und Prinzeſſinnen beſitzen das Vorrecht ſich ihre Ehegatten zu wählen wenn ſie wollen, und ſo oft ſie wollen, ohne den Gegenſtand ihrer Wahl um ſeine Einwilligung zu befragen. Dieſe werden mit Gewalt gezwungen, und eben ſo eigenmächtig wieder verſtoßen. Um jedoch bei den Weibern der Zügelloſigkeit vorzubauen, und ihre Fruchtbarkeit zu ſichern, dürfen ſie nur einen Mann auf einmal haben, aber ſie verſtoßen ihn ſo oft es ihnen gefällt. Dieſes nennen ſie einem einen guten Wind geben, indem man dabei auf die verſtoßne Perſon bläſet und den Hauch über die Hand weggleiten läßt.

Laune oder Geiz beſtimmen gemeinhin die Wahl der Prinzeſſinnen, und es geſchieht häufig daß ſie einen Mann verſtoßen, nachdem ſie ihn zu Grunde gerichtet haben, um einen andern zu nehmen, von dem ſie wiſſen daß er Vermögen hat. Daher ſcheuen ſich auch die Männer ſehr vor dieſer Ehre, indem ſie wiſſen, daß ſie erſt ausgeplündert und dann weggeſchickt werden.

Ein von einer Prinzeſſin gewählter Mann, darf bei Lebensſtrafe keine andere Frau haben; er darf ſogar keine andre ſehen, und von keiner geſehen werden, und wenn er ausgeht, geht ein Neger mit einem Glöckchen vor ihm her, und verkündigt, daß er erſcheinen wird,

und auf dieſes Signal kehren ſich die Weiber um, und halten die Hände vor die Augen, wenn ſie nicht anders ausweichen können; iſt aber dazu Gelegenheit, ſo geben ſie bei Seite bis er vorüber iſt. Die Lage des Gemahls einer Neger-Prinzeſſin iſt ſehr traurig, zumal wenn ſie alt, und häßlich iſt, und viel fordert.

Solange er ihr Mann iſt, hat er Prinzenrang, und genießt alle Vorzüge deſſelben, ſobald ſie ihn aber verſtößt kehrt er zu ſeinem ehemaligen Stande zurück, und auf den Fall daß ſie ſtirbt, während der Zeit daß ſie ſeine Frau iſt, behält er Zeitlebens ſeinen Rang als Prinz und die Vortheile deſſelben. Alsdann heißt er nuni'm fumu, oder Gemal einer Prinzeſſin, doch hängt ſein Schickſal noch immer von ſeinen Kindern ab, die geborne Prinzen ſind.

Zuweilen pflegen dieſe Männer um dem Verluſt ihres Vermögens vorzubauen, und um den Rang eines Prinzen zu behaupten, ihre Gattinnen ſo geſchwind als möglich zur Mutter zu machen, und ſie dann ohne Barmherzigkeit zu vergiften: nachher reinigen ſie ſich durch die Probe, deren Ausgang immer von ihrer Freigebigkeit abhängt, und ſchützen ſich vor fernern Unfällen indem ſie ihr Kind behalten, welches ſie in der Folge durch ſein Anſehen unterſtützt. Dieſer Gebrauch die Prinzeſſinnen zu vergiften hat dieſe Damen behutſamer gemacht, und man ſieht jetzt mehrere die ſich an einem Manne genügen laſſen.

Die Prinzen von Geblüt beſitzen das Vermögen der Mutter, der Brüder, oder des Onkels, und wenn dieſes nicht hinreichend iſt, weiſet ihnen der König ein Eigenthum an, welches ihm um ſo leichter fällt, da drey Viertel des Landes unangebaut ſind, und niemand zugehören, ſo daß ſie zu den Domainen gerechnet werden, mit denen er nach Belieben ſchalten kann.

Der Fürſt läßt dieſen Boden durch die Unterthanen anbauen, und muntert die Vaſallen eines andern Fürſten durch Privilegien auf, ihren Herrn zu verlaſſen, um ſich bei ihm anzubauen. Wenn ihr Fürſt ſie zurückfodert, ſo entſtehen aus dieſen Händeln gewöhnlich Kriege oder wenigſtens große Verſammlungen oder ſogenannte Cabalen, die allemal zum Nachtheil der Vaſallen ausſchlagen.

Die Veranlaſſungen den größten Theil des Volks zu verſammeln ſind öffentliche Luſtbarkeiten oder ſogenannte Cabalen. Bei dieſen Verſammlungen hat man das Schauſpiel ſehr unſittlicher Auftritte, welche bei den Negern ſehr beliebt ſind, und ihren ganzen Beifall erhalten. Dabei brüllen ſie, tanzen, ſchlagen die Trommel und trinken eine Menge Branntwein, welcher ihnen ſo unentbehrlich als die Luft geworden iſt. Sie machen bei dieſen Gelegenheiten auch häufig Sangas, eine Art Ceremonien, die in der Folge erklärt werden ſollen. Ich war im Jahr 1787 bei einer Todesfeier des Königs von Loango zugegen. Da dieſer Fürſt die Oberherrſchaft über die benachbarten Königreiche beſitzt, herrſchte bei dem Feſte eine ungewöhnliche Pracht.

Die Leiche des verſtorbenen Königes ward dem Gebrauch gemäß zur Schau geſtellt, und alle von ihm abhängige Fürſten kamen in eigner Perſon, oder ſchickten Abgeſandte um ihm zu huldigen, ein jeder nach ſeinem Range. Alle kamen an der Spitze ihrer Leibeignen angezogen, die in großer Ordnung aufmarſchirten.

Sobald ein ſolcher Trupp auf der zur Todesfeyer bereiteten Ebne ankam, ward ihm ſeine Stelle angewieſen, und alle zuſammen bildeten einen großen Kreis um die Leiche. Jeder Haufe ſetzte ſich auf die Ferſen nieder, welches ihnen ziemlich das Anſehen einer Menge großer Affen gab. Im rechten Arm hielten ſie ihre Flinten, die Kolbe nach unten zu gekehrt, und die linke Hand blieb frei um die Pfeife zu halten, denn alle rauchten. Die Anführer ſaßen auf Matten vor ihren Leuten mit untergeſchlagenen Beinen wie unſere Schneider.

Einige Perſonen in einer Art von Sack gekleidet, der mit weißen Federn beſetzt und ſeltſam zuſammengeflickt war, mit Mützen von eben der Art wie die Kleider, und das Geſicht durch den Schnabel und den halben Kopf einer Löffelgans bedeckt, führten eine Art von Schauſpiel auf. Sie trugen einen ungeheuern Priap mit vielem Gepränge umher und bewegten ihn vermittelſt einer Feder; dabei machten ſie die eckelhafteſten und unanſtändigſten Gebehrden und Stellungen zum höchſten Wohlgefallen der Zuſchauer. Wilde haben überhaupt keinen Begriff von Sittſamkeit, und nichts iſt ihnen beluſtigend was nicht einige Beziehung auf das

Schauſpiel hat, welches ich oben erwähnt habe. Ich meinerſeits kann mich unſrer Begriffe von Sittſamkeit ſo wenig entäßern, daß ich um die Delikateſſe meiner Leſer zu ſchonen, nur eine ſehr ungetreue Darſtellung von jenem Schauſpiel liefere.

Vorzüglich ſchienen die Weiber des Verſtorbenen ſich ſehr bei dieſer Vorſtellung zu beluſtigen; es waren ihrer ſieben, und dieſe ſtanden nebſt vier Kindern um die Leiche herum. Uebrigens glich dieſes Feſt allen andern: man tanzte, heulte, machte Fetiſche, eine Menge Schüſſe wurden abgefeuert, und zuletzt defilirte man um die Leiche herum, nachdem man das in Senga beendigt hatte.

Vergebens bemühte ich mich den Sinn und die Bedeutung der verſchiedenen Gebräuche zu ergründen. Ich blieb darüber unbelehrt, und in dem ganzen Schauſpiel war für einen Europäer nichts begreiflich als die Huldigung der Vaſallen. Dieſe war durch einen Tribut an Macuten, und eine tiefe Verbeugung gegen den Leichnam kenntlich; der Rathgeber des Regenten war dabei zugegen, und der Vorſitzer deſſelben empfieng die Huldigung im Namen des Königes.

Diejenigen Verſammlungen welche ſie Cabalen nennen, ſind eigentlich Gerichte. Sie haben das Wort von den Franzoſen angenommen, und bedienen ſich deſſen in ihrer Sprache. Alle ihre Streitigkeiten werden auf den Cabalen ausgemacht, alle ihre Geſchäfte auf

denſelben abgethan. Sie ſagen auf Franzöſiſch eine Cabale machen, eine Cabale einrichten; und wenn irgend eine Sache entſchieden iſt, es ſey nun eine Streitigkeit, oder irgend ein Handel unter Privatleuten, ſo ſagen ſie die Cabale iſt geendigt. Ein Liebhaber der ſich mit ſeiner Geliebten entzweit, ſagt ihr zärtlich im Augenblick der Verſöhnung, nun iſt die Cabale vorbei, ſey nicht mehr böſe.

Derjenige welcher die Cabale macht ſitzt ſeinem Gegner gegenüber; die Menge ſchließt einen großen Kreis, in welchem jene beiden im größten Durchſchnitt ihren Platz einnehmen. Alle Waffen ſind bei dieſen Gelegenheiten verboten, und müſſen ſorgfältig verwahrt werden. Betrifft die Sache eine Privatangelegenheit, Erbſchaft oder anderes Eigenthum, ſo hat der Grundherr beider Partheyen den Vorſitz in der Cabale und fällt das Urthel. Wenn die Streitigkeit auf einem Gebiet entſtanden iſt, welches keinem beſondern Heern gehört, müſſen ſich die Partheyen an den nächſten Herrn wenden; wenn aber die Sache den Handel betrifft, ſo müſſen die Partheyen von ihrem Oberherrn begleitet, ſich vor dem Mafuc oder dem Aufſeher des Handelsweſens ſtellen. Der Richter in der erſten Inſtanz ſtattet alsdenn ſeinen Bericht ab, und der Mafuc entſcheidet. Hat die Sache Beziehung auf etwas das auf der Seeküſte vorgefallen iſt, ſo muß der Makimbo, oder der Richter dieſes Diſtrikts in der erſten Inſtanz entſcheiden; er erſcheint nachher in der Cabale vor dem Mafuc und ſtattet ſeinen Bericht ab, worauf dieſer

das Urthel fällt. Iſt von einer Sache die Rede, die auf der Spitze (der Ort wo die Mäkler wohnen, und wo der Handel getrieben wird) ſich ereignet hat, ſo hat der Mafuc allein in derſelben zu ſprechen; und er iſt überhaupt überall wo er ſich findet die erſte Magiſtratsperſon.

Was auch die Veranlaſſung einer Cabale ſeyn mag, ſo findet ſich doch immer einer der alles ins Gleis bringt, und die Partheyen trennen ſich immer als gute Freunde. Sehr oft hat daher auch der Richter kein ander Geſchäft als den Vergleich den ſie getroffen haben, bekannt zu machen.

In der Mitte des Kreiſes wo die Zuſchauer und Theilnehmer der Cabale ſitzen iſt eine Matte oder Decke ausgebreitet, auf die man auf Koſten der Partheyen eine Menge Flaſchen mit Branntwein ſtellt, die der Zahl der Anweſenden angemeſſen iſt; denn ohne Branntwein geht nichts von ſtatten.

Dieſes Schauſpiel wird in einem großen Hofe oder in einem Felde aufgeführt, und jedermann kann ſprechen wenn die Reihe an ihn kommt, ſogar wenn das was er ſagt auch keine Verbindung mit der Hauptſache hat; welches denn natürlicherweiſe die Sitzung ſehr verlängert, um ſo mehr da dieſe immer durch Libationen und Geſänge unterbrochen wird, welche die Menge mit einem zwiſchen den Zähnen hervorgeſtoßnen Naſenton beantwortet. Jeder auf der Erde ſitzende Theil-

nehmer des Kreiſes hält dabei ſeinen Nachbar bei der Hand, beide ſchütteln einander die Arme und wiegen den Leib vor- und rückwärts. Ich kann von dieſer ganzen Sache kein angemeßneres Bild geben, als wenn ich ſie mit einigen Ceremonien der Juden bei ihren Gebeten in der Synagoge vergleiche.

Wenn die Sentenz bekannt gemacht iſt, trinkt man den übrigen Branntwein aus, alsdenn macht man Saquila und Sanga, und der Präſident erklärt daß die Cabale geendigt ſei.

Saquila iſt eine Ehrenbezeugung, oder nur ein bloßer Gruß; der kleine Saquila kommt nur den Königen und Prinzen zu; ſie allein bedienen ſich deſſen, und jeder andre würde die Perſon an der er ihn richtete, damit beleidigen. Er beſteht in der Bewegung zweier Finger, indem man dabei demjenigen welchem man dieſe Höflichkeit erweiſen will, die Hand zeigt.

Der zweite Saquila iſt der gemeinſte, und wird unter Perſonen von gleichem Stande gebraucht; dieſer beſteht darin, daß man der Perſon gegenüber die man grüßen will, die Arme lang ausſtreckt, und dabei die Hände hohl zuſammenhält, ſo daß ſie, wenn man ſie zuſammenſchlägt, einen tiefen Ton geben. Man giebt erſt einen großen Schlag, alsdenn ſchnell hinter einander verſchiedne die immer ſchneller auf einander folgen, und einen ſchwächern Laut geben, bis ſie zuletzt gar nicht hörbar ſind. Dieſes wiederholt man dreymal,

und denn iſt es ein bloßer Gruß. Begrüßen ſich Perſonen gleichen Standes, ſo machen es beide zu gleicher Zeit; iſt aber der eine vornehmer, ſo macht der vornehmere ſein Saquila nur nach dem andern.

Dieſe Ceremonie aber wird eine Ehrenbezeugung, indem man die zuſammengefügten Hände in die Hand der Perſon legt, der man ſeine Achtung bezeigen will.

Der dritte Saquila iſt ein Zeichen der tiefſten Verehrung und wird nur gegen Fürſten von ihren Lehnsleuten und von den Mäklern gemacht. Er unterſcheidet ſich von dem letztern, indem man dabei auf die Knie fällt.

Der letzte Saquila endlich bezeichnet die größte Erniedrigung, und wird von den Sclaven gegen Prinzen und zuweilen gegen ihre Herren gemacht. Sie werfen ſich auf die Erde und ſetzen den Fuß des andern auf ihren Kopf; dann ſchlagen ſie die Erde mit der umgewandten Hand und berühren mit der innern Seite zu wiederholtenmalen die Stirn, indem ſie mehrmal ſagen: Moene minu, montu acu. (Gnädiger Herr ich bin ihr Sclave.) In dieſem Fall erwiedert der Herr das Compliment mit dem erſten Saquila.

Ein Sanga iſt entweder ein Kriegslied, oder eine Verwünſchung, eine Aufforderung, eine Aeußerung der Freude. Die Veranlaſſung weshalb man es verrichtet mag aber auch ſeyn welche ſie will, ſo iſt eine Verwün-

ſchung des gegenwärtigen oder abweſenden Feindes, oder des Fetiſches allemal dabei.

Um ein Sanga gehörig zu verrichten, muß man eine außerordentliche Gewandheit beſitzen; derjenige der es übernimmt fängt damit an daß er langſam vor der Menge herum gehet, die beſtändig Saquila macht; allmählig werden ſeine Bewegungen lebhafter, er ſcheint jemand Hohn zu ſprechen, ſchürzt ſeine Pagne auf, wirft ſie zuweilen gar von ſich, und zeigt ſeine Hintertheile, verzerrt den Mund, rollt die Augen und knirſcht mit den Zähnen. Wenn er ſich hinlänglich ereifert hat, läuft er funfzig Schritt mit großer Heftigkeit, und macht am Ende eine Capriole und einen Purzelbaum; alsdenn ſpricht er, indem er zurückkommt, mit Wuth die Verwünſchung aus, wobei er einen Arm ſteif ausſtreckt und den andern gewaltſam bewegt; die Zuſchauer muntern ihn durch Geheul und durchdringendes Geſchrei auf. Wenn er nun dieſen Lauf fünf bis ſechsmal wiederholt hat, iſt die Verwünſchung zu Ende. Er macht alsdenn eine Bewegung als ob er etwas auf die Zuſchauer hinſchleuderte, und dieſe hören denn auf Saquila zu machen, und ſchlagen ſich die Bruſt ſo ſchnell als möglich mit beiden Händen, indem ſie zugleich einen Ton durch die Zähne herausſtoßen, der wie Sic-Sic klingt, womit man die Hunde zum Angriff aufzuhetzen pflegt. Der Sanga beſchließt mit einem tiefen Saquila gegen die vornehmſte gegenwärtige Perſon, die alsdenn zuweilen ein Sanga macht. Der Branntwein ſpielt hier wie immer eine große Rolle;

man giebt der ganzen Menge zu trinken, und es entſtehen daraus nicht ſelten heftige Uneinigkeiten, Folgen der Betrunkenheit.

So unbekannt wie die Einwohner von Congo mit allen Wiſſenſchaften ſind, kann man ſich leicht vorſtellen daß ſie auch von der Aſtronomie nichts verſtehen; ſie theilen die Zeit bloß in Tag und Nacht ein, und das Auf- und Untergehen der Sonne beſtimmt beides. Vom Jahre haben ſie gar keinen Begriff, welches eben nicht befremdend iſt, da ſie im fünften Grade ſüdlicher Breite wohnen, und ihnen daher die Sonne immer um dieſelbe Zeit und an derſelben Stelle unterzugehen ſcheint. Sie kennen daher keinen Kreislauf der Sonne; da aber die Veränderungen des Mondes auffallender ſind, ſo haben ſie dieſe auch bemerkt, und rechnen nach Monden. Die Eintheilung in Stunden iſt ihnen ebenfalls unbekannt; ſie unterſcheiden bloß den Abend und den Morgen, ſo wie den Augenblick des Mittages; auch bemerken ſie ziemlich genau die Zeit wo die Sonne 45 Grad über den Horizont iſt, und ſagen alsdenn, ſie iſt in der Mitte, vor oder nach Mittage.

Ihre ganze Schiffahrt ſchränkt ſich auf den Fiſchfang ein; ſie bedienen ſich dazu unbehauener Baumſtämme, die durch Feuer ausgehöhlt und unten etwas flach gehauen ſind. Einige dieſer Kähne ſind groß genug um dreißig Ruderer zu faſſen, die darin auf den Hacken ſitzen oder auf den Knien liegen; eine nothwendige Vorſicht, da dieſe Art Fahrzeuge ſehr leicht um-

ſchlagen; ſie bedienen ſich der Ruderſchaufeln, mit deren Hülfe ſie ſehr ſchnell fortkommen.

Doch wagen ſie ſich ſelten ins freie, (es ſey denn daß ſie einem Schiffe entgegen fahren,) und bedienen ſich ihrer Böte nur zum Fiſchfang. Ihre Netze ſind äußerſt ſchlecht; ſie haben verſucht die unſrigen nachzumachen, aber ſie ſind ihnen noch nicht gelungen, denn da ſie keinen Hanf haben, müſſen ſie ſich der Cokosfaſern bedienen, und aus Mangel an Geduld machen ſie die Maſchen ungeheuer groß, ausgenommen in dem Beutel, wo ſie dichter ſind

So mangelhaft aber auch ihre Netze ſind, iſt doch die Küſte ſo fiſchreich, daß ſie viel fangen müßten, wenn ſie geſchickter wären, aber ſie wiſſen es nicht zu bewerkſtelligen daß der untere Theil des Netzes unterſinkt, weil ſie kein Bley oder andern ſchweren Körper haben, der es am ſchwimmen hinderte. Ihre Netze ſind ſo ungeheuer groß, daß ſie zwey bis drey Böte haben müſſen um ſie auszuwerfen. Die Eingebornen laufen haufenweiſe an den Strand um ein ſolches Netz ans Land zu ziehen, und theilen alsdann den Fang, ſie trocknen die Fiſche und gebrauchen ſie zu ihrem Cary.

Sie haben noch weniger Glück auf der Jagd als bei dem Fiſchen. Sie bedienen ſich dazu keiner Hunde; und es iſt merkwürdig daß die Europäiſchen Hunde in dieſem Lande den Geruch verlieren. Ich brachte einen vortrefflichen Jagdhund nach Malemba, welcher ſo

gänzlich ſeinen Geruch verlor, daß er kaum noch ſein Freſſen unterſcheiden konnte; und was noch merkwürdiger war, er erlangte ſeinen Geruch wieder, nachdem er ſich einige Zeit in Europa befand.

Die große Ungeſchicklichkeit der Schwarzen im Schießen iſt hauptſächlich Schuld, daß es ihnen ſo wenig mit der Jagd gelingt. Dieſe Ungeſchicklichkeit aber rührt von ihrer tödtlichen Furcht vor Schießgewehren her, und nie war wohl eine Furcht beſſer gegründet als dieſe. Man führt ihnen die allerſchlechteſten Gewehre zu, und da ſie die Wirkungen des Pulvers gar nicht kennen, und ſich einbilden, ſie träfen deſto beſſer, je mehr Pulver ſie brauchen, ſo laden ſie ſo arg, daß ein Gewehr wenn ſie vier Schüſſe daraus gethan haben, gewöhnlich ſpringt. *) Die meiſten Jäger ſind daher auch gelähmt, ungeachtet aller Vorſicht die ſie anwenden, den Fetiſch zu beſchwören, und das Gewehr zu bitten ſie nicht zu verwunden. Sie ſchießen daher nie ohne Angſt und Zittern, es dauert lange Zeit ehe der Jäger ſchußfertig iſt, und denn ſchießt er los mit abge-

*) Die zu ſtarke Ladung mag wohl eine Miturſache ſeyn, daß den Negern ſo viele Gewehre ſpringen, dies rührt aber eigentlich von der ſchlechten Beſchaffenheit der Flinten her, die man ihnen verkauft. Die Engländer berechneten vor dem gegenwärtigen Kriege den Preis einer Flinte zu sechs Pagnen, oder vierzehn Schilling, und die Franzoſen noch geringer, nämlich zu neun Livres zehn Sols. Demanet Geſchichte des franzöſiſchen Africa. S. 199.

wandtem Geſicht. Kaum iſt der Schuß losgebrannt, ſo wirft er ſeine Flinte hin, und läuft aus allen Kräften davon; nach einer Viertelſtunde kommt er wieder und ſucht ſeine Flinte der er ſich zögernd nähert. Was das Wildpret anbetrifft, ſo iſt dieſes für ihn verloren, wenn er es blos verwundet hat; iſt es aber getödtet, und hat kein gieriges Raubthier ihm die Beute entriſſen, ſo trägt er ſie im Triumphe davon.

So wenig Muth ſie auf der Jagd beweiſen, eben ſo wenig zeigen ſie im Kriege. Selten beſtehen ihre Heere aus mehr als zwey hundert Mann, und gewöhnlich haben ſie kaum hundert beiſammen. Sie marſchiren in der größten Unordnung, bleiben alle Augenblicke ſtehen, ſtreiten ſich unter einander wer der erſte ſeyn ſoll, indem niemand auf dieſe Ehrenſtelle erpicht iſt. Einige ſind mit einer Flinte bewafnet, andre mit Piſtolen, oder einem Säbel und noch andre tragen Munition. Gewöhnlich iſt der König oder Fürſt ihr Anführer; im Fall aber daß dieſe gegen ihre eignen Unterthanen Krieg führen, ziehen ſie nicht in eigner Perſon ins Feld ſondern übergeben das Commando einem Manne, der in Loango unter dem Titel Soldatenkönig, und zu Malembo Todten-Capitain oder Kriegskapitain heißt. Das Zeichen ſeiner Würde iſt eine Mütze mit rothen Papageyenfedern geziert. Dieſer arme Teufel hat kaum Kräfte genug um alle ſeine Waffen zu tragen; er hat vier bis fünf Paar Piſtolen, zwey bis drei Dolche, zwei Säbel und ein Paar Flinten. Er tritt keck vor der Fronte wenn der Feind nicht ſichtbar iſt, ſchießt ein

Piſtol in die Luft, und kehrt ſtolz auf ſeine vermeinte Heldenthat zurück, um mit denen zu zanken, welche zu langſam marſchiren. Man wählt zu dieſem wichtigen Geſchäft denjenigen, der am beſten eine abſcheuliche Fratze machen kann, vor allen aber muß er geſchickt ſeyn im Sanga machen. Beſitzt er außer dieſen militairiſchen Eigenſchaften noch den Vorzug, ſich in einer Cabale hervorgethan zu haben, oder hat er einmal in ſeinem Leben eine Tiegerkatze getödtet, ſo zittert jeder vor ſeinem Anblick, und man traut ihm einen übernatürlichen Muth zu; und dennoch fliehet dieſer Held vor einem europäiſchen Kinde mit einem elenden Säbel bewafnet.

Wenn endlich beide feindliche Partheien zuſammen treffen, machen ſie ſo weit als möglich von einander Halt, und wählen ein großes Feld zum Kampfplatz, an deſſen äußerſten Enden ſie aufmarſchiren. Aus dieſer Entfernung necken ſie einander und machen Sanga, ſchießen in die Luft, ſchreien und heulen, laſſen ſich von der nächſten europäiſchen Faktorey Branntwein holen, und überlaſſen ſich, ſobald dieſer angekommen iſt, ohne Rückhalt dem Tanz und der Freude, ohne Furcht vor dem nahen Feinde, der auch nie den Muth hat im Dunkeln ſein Lager zu verlaſſen. So treiben ſie es einige Tage, und gewöhnlich nehmen ſie dann ihre Zuflucht zu einem Hinterhalt; eine Parthey verbirgt ſich am Wege den der Feind nehmen muß. Ein Unternehmen welches die außerordentliche Höhe des Graſes ſehr erleichtert. Iſt der Feind nicht benachrichtiget, ſo fällt er in die ihm ge-

ſtellte Falle, und die im Hinterhalt verborgnen, geben Feuer auf ihn, ſobald er nahe genug iſt, um erreicht zu werden. Alsdann iſt das Schrecken allgemein, jeder ſchießt wie er kann, und läuft davon ohne ſich um die Verwundeten oder Todten weiter zu bekümmern. Die angreifende Parthey bekommt indeß doch Muth genug um den andern Tag wieder zu erſcheinen, und mit Furcht und Zittern ihre Verwundeten aufzuſuchen. Keine menſchliche Macht aber iſt vermögend die Ueberfallenen wieder zuſammen zu bringen, und ihrem Anführer bleibt nichts übrig als ſich in ſeinem Wohnorte zu verſchanzen.

Iſt die Parthei im Hinterhalt die ſtärkere, oder gelingt es ihnen einen von den andern in ihre Hände zu bekommen, ſo tödten ſie ihn nicht, ſondern ſuchen mehr Gefangene zu machen; von dieſen werden zwei oder auch nur einer auserſehen, um in Stücken zerriſſen zu werden, wenn die Sache wichtig genug iſt um eine ſolche Operation zu erfordern; ein Theil der Gefangenen wird vielleicht verkauft und eine Cabale entſcheidet das Schickſal der übrigen.

Ein ſolcher Ueberfall beendigt gewöhnlich den Krieg. Beide Partheien ſuchen einen Vermittler, man verſammelt ſich, man macht Cabale und gewöhnlich wird dadurch der Unfriede beendigt. Der Ueberwundene unterwirft ſich, man macht Sanga, und trinkt ſo viel Branntwein als man bekommen kann.

Die Congo⸗Neger begraben ihre Todten, aber ſie trauern lange Zeit um ſie, ehe ſie ſolche der Erde anvertrauen, und da an dem Begräbnißtage die Trauerzeit aufhört, ſo iſt dieſer der Freude gewidmet; man macht an demſelben Sanga, verläßt die Trauer und trinkt Branntwein ſoviel man kann.

Ihre Trauer beſteht darin, daß ſie nur Pagnen von einheimiſchen Zeugen oder Macuten tragen; Nagel, Bart und Haare wachſen laſſen, und ſich nicht waſchen; wenn alſo die Trauerzeit etwas lange dauert, ſo wird ein ſolcher Menſch ein wirklich ekelhafter Gegenſtand. Während dieſer Zeit iſt ihnen auch der Gebrauch des Branntweins unterſagt; aber alle Geſetze ſind in dieſer Abſicht unzulänglich, denn nichts in der Welt kann ihre Vorliebe für dieſes Getränk unterdrücken. Es heißt bei ihnen nemlich, ſie dürfen keinen Malavu trinken; dieſes Wort aber bedeutet beides, Palmwein und Branntwein, und ſie benutzen dieſen Doppelſinn um das Verbot zu umgehen indem ſie ſich blos des Palmweins enthalten.

Sobald ein Neger ſtirbt wird er mit allen Koſtbarkeiten die er beſitzt bekleidet. Man legt ihn zur Schau auf einem Paradebette, in der Mitte eines großen Hofes, unter einem Dach das auf hölzernen Säulen ruht; inwendig tapeziert man dieſes mit den beſten Waaren des Verſtorbenen. Hieher kommen die Familie und die Freunde zweimal des Tages um ihn zu beweinen, und da man auch Branntwein herumreicht, kommen ſelbſt die

bloßen Bekannten, und vereinigen ſich mit den Leidtragenden, um durch ihre Thränen etwas von dieſem koſtbaren Getränk zu erwerben. Ich wollte mich überzeugen ob ſie wirklich bei dieſen Gelegenheiten Thränen vergößen, und ich erſtaunte, als ich ſahe mit welcher Leichtigkeit ſie ihnen fließen; ſie brauchen blos die Augen ſtark zuzudrücken, ſo weinen ſie ſogleich. Es läßt ſich ſchwerlich entſcheiden ob dieſes zarte Empfindung oder bloße phyſiſche Beſchaffenheit iſt.

Die Weiber des Verſtorbenen ſtehen um die Leiche herum, und machen denen die zum Beileid kommen tiefe Saquilas. Reiche Leute bringen allemal eine kleine Gabe von Früchten oder andern Dingen mit. Gedungene Weiber verrichten das Leidtragen, und ziehen um das Schirmdach herum unter welchem die Leiche liegt, indem ſie dabei allerlei Gebehrden machen, die Hände gen Himmel heben, mit Heulen das Lob des Todten verkünden, und ihn in ihren Geſängen befragen, warum er ſeine Familie verlaſſen habe, worüber ſie ihm auch alle erdenkliche Vorwürfe machen. Der Schlußvers iſt eine Klage, die das ganze Chor wiederholt. Die Leidträgerinnen führen zugleich eine Art von Tanz mit gemeſſenen Schritten auf, indem ſie dabei ſich ſanft umdrehen; die Hinzukommenden ſtellen ſich hinten, und zuletzt wird die Zahl ſo groß, daß ſie einen anſehnlichen Kreis bilden der den ganzen Hof anfüllt, und ſich beſtändig um den Todten dreht. Wenn ein Freund fünf bis ſechsmal herumgezogen iſt, geht er weg, nachdem er zuvor einen Schluck Branntwein genommen; andre

kommen alsdann hinzu und nehmen ſeine Stelle ein, ſo daß der Cirkel nie abnimmt. Dieſes würde eine ſehr läſtige Sache ſeyn, wenn es immer fortgeſetzt würde, zum Glück aber dauert es höchſtens zwey Stunden Vor- und eben ſo viele des Nachmittags.

Den zweiten Tag baut man hinter den vorerwähnten Schuppen ein anderes Haus für den Todten, und ſtellt in dieſen eine Figur, oder Abbildung des Verſtorbenen hin, welcher man eben die Ehre als dem Leichnam erzeigt, zweimal des Tages beweint, und ihr zu den gewöhnlichen Stunden zu Eſſen reicht. Endlich wird die Leiche auch in dieſes Haus gebracht. Man wäſcht ſie mit einem ſtarken Dekokt der Maniokwurzel ab, welches eine zuſammenziehende beizende Eigenſchaft hat, und die Haut trocknet, und weiß wie Kalk macht. Alsdann ſtellt man den Leichnam in eine von den Fetiſch beſtimmte Lage, mit dem Geſicht nach Weſten, die beiden Kniee leicht gebogen, der linke Fuß etwas aufgehoben, den rechten Arm lang herunterhängend, die Hand geſchloſſen und nach Morgen gekehrt, die li ke Hand aber offen, die Finger von einander und etwas gekrümmt, wie einer der eine Fliege fangen will.

In dieſe Stellung zwängt man den Körper ein, und mit Hülfe eines ſchwachen aber beſtändig unterhaltenen Feuers, welches man unter ſeinem Hintern anzündet, verſchrumpfen die Eingeweide, und der Leichnam vertrocknet, wie Pergament. Iſt der Körper hinlänglich gebleicht, ſo wird er mit einer dicken Rinde von rother

Erde überzogen, und wenn dieſe trocken iſt, fängt man an ihn in Zeuge einzuhüllen, welches ſie einpacken nennen.

Man bekleidet ihn zuerſt mit Korallen, wenn er dergleichen beſitzt, und mit allem was er ſonſt koſtbares in ſeinem Leben hatte, welches alles mit ihm begraben werden muß. Sobald dieſes geſchehen iſt, hüllt man den Leib und die Glieder in zuſammengenähte Macuten, oder einheimiſche Zeuge, und hiermit fährt man ſolange fort, bis man keine Geſtalt mehr unterſcheiden kann, und alles nur eine unförmliche Maſſe iſt.

Je mehr Reichthümer der Verſtorbene beſeſſen hat, deſto mehr packt man ihn ein; bald iſt das Haus für die ungeheure Figur zu klein und man muß ein anderes erbauen, aber da der Ballen täglich zunimmt, muß man bald darauf ein noch größeres machen, bis endlich der Erbe findet, daß ſein Verwandter unförmlich genug iſt; und dieſes wird immer nach der Wichtigkeit der Erbſchaft beſtimmt; alsdenn hört man auf ihn in Macuten zu packen, und nimmt Europäiſche Waaren, blaue Leinwand, Cattune, wollene und ſeidene Zeuge.

Wenn endlich der Klumpen den gehörigen Umfang hat, wird in einer beträchtlichen Entfernung ein ungeheures Loch gegraben, in demſelben erbaut man ein Haus ohne Dach, welches groß genug iſt, um den Todten zu faſſen, denn beſtimmt man den Tag des Begräbniſſes; an dieſem legt man die Trauer ab, und die Weiber

gehen nebſt allem Vermögen des Verſtorbenen in die Hände des Erben über.

An dem beſtimmten Tage ſchleppt man die Leiche nach der Grube, und legt ſie in das Haus, ſtellt das Dach darüber, verſieht ſie auf eine beſtimmte Zeit mit Eſſen und Trinken, deckt alles mit Erde zu, und errichtet einige Steine oder ſonſt etwas, um die Stelle des Begräbniſſes zu bezeichnen, welche wie ſie glauben von dem Fetiſch bewacht wird, damit niemand den Todten beunruhigen möge: wenn daher ihre Geſchäfte ſie bei einem ſolchen Grabmahl vorüber führen, ſo gehen ſie ſchnell vorüber, und wenden die Augen mit abergläubiſcher Furcht ab.

Sie ſcheinen übrigens keinen Begriff von der Seele, und einer Fortdauer nach dieſem Leben zu haben, und doch läßt ſich ohne dieſen Glauben kaum ihre Sorgfalt, den Todten mit Speiſe und Trank, mit einer Wohnung und allem was ihm im Leben werth war, zu verſehen, erklären.

Dritter Abſchnitt.

Regierungsform.

Die Regierungsform in allen Staaten an der Küſte iſt deſpotiſch.

In Cabenda, Malembo, Sogno, Majomba und St. Catharine iſt der Thron erblich. Der Name St. Catharine kommt von den Portugieſen, die eine kleine Bay nordwärts vom Cap Premeiro ſo benannt haben. Dieſer Haven iſt der Hauptort eines kleinen Staats, welcher ſich der Oberherrſchaft von Majomba entzogen hat, zu welchem es ehedem gehörte.

Das einzige Königreich Loango iſt ein Wahlreich; die andern kleinen Neger-Staaten ſind Lehn die von dieſem abhängen; auch iſt die Lage der Stadt dieſes Namens äußerſt bequem zum Hauptſitz der Regierung. Der Boden iſt fruchtbar, das Waſſer vortrefflich, und die Stadt liegt nur eine Meile von dem Meer, welches ehedem da man den Europäiſchen Handel noch nicht kannte ein minder wichtiger Grund zur Anlage einer Stadt ſeyn konnte, aber doch immer wegen des Fiſchfangs vortheilhaft war.

Der Handel iſt in Loango nicht ſehr lebhaft, weil die Bay nicht tief genug für große Schiffe iſt, und der Eingang in dieſelbe durch eine Sandbank unſicher gemacht wird, die man zu gewiſſen Zeiten kaum bemerken kann.

Uebrigens kommen die Züge aus den Innern des Landes erſt durch die Staaten von Malembo und Majomba, und die Könige dieſer Länder haben es ganz natürlich gefunden ſie aufzuhalten, und dadurch die Schiffe an ſich zu locken, zu großem Leidweſen des Königes

von Loango, der zwar als Lehnsherr dieſen Vorzug im Handel mit den Fremden fordern könnte, aber nicht die Macht beſitzt ſeine Forderungen auszuführen, daher muß er dieſen Handel ſeinen Nachbarn überlaſſen.

Die Neger-Fürſten dieſer Küſte müſſen dem Könige von Loango einen Tribut von einigen Weibern entrichten, jedoch in ſehr entfernten Friſten, hauptſächlich aber wenn er zur Regierung gelangt. Auch müſſen ſie ihm die Huldigung leiſten. Dieſe Ceremonie findet bei ſeiner Thronbeſteigung und bei ſeinem Tode ſtatt. Die Könige von Majomba, Malemba und Cabenda erſcheinen nicht in eigner Perſon ſondern ſchicken ihre Abgeordneten, Prinzen von Geblüt, die ihre Stelle vertreten müſſen. Der Abgeſandte des Königes von Cabenda hat vor allen den Vorrang.

Loango iſt zwar ein Wahlreich, doch kann nur ein geborner Prinz den Thron beſteigen, er darf aber nicht gerade aus den Fürſten Kindern von Loango ſondern kann aus irgend einem der Lehnsländer gewählt werden. Eine Regentſchaft verwaltet die Regierung während der Throneserledigung und wählt den König, und damit kein Mitglied dieſes Raths dahin gelangen kann ſich ſelbſt wählen zu laſſen, ſind alle die an die Krone Anſpruch machen können von der Regentſchaft ausgeſchloſſen.

Sobald der König ſtirbt verſammeln ſich die vornehmſten Staatsofficianten, von denen der Todtenkapitain

der vornehmſte iſt: dieſer iſt in Loango der erſte Miniſter in den andern Staaten aber eine unbedeutende Perſon. Die übrigen Mitglieder ſind der Mafuc, der Makimbo, der Monibanza, der Monibola und zwey Fürſten, welche der Todtenkapitain wählt. Dieſe ſieben Mitglieder führen die Regentſchaft und beſitzen gemeinſchaftlich eine unumſchränkte Macht. Sie regieren bis ſie einen neuen König gewählt haben, verſchieben aber die Wahl ſolange als möglich, und gebrauchen das gemeine Beſte zum Vorwand ihrer Verzögerung, welches ihnen auch glücklich durchgeht. Sie wiſſen ſehr beſtimmt daß der neue König ſie ſogleich ihrer Aemter entſetzen wird, um ſeine Creaturen damit zu beehren, und benutzen daher die Gelegenheit ſich zu bereichern auf das beſte. Wenn ſie nicht länger mit Anſtand zögern können, wählen ſie gewöhnlich einen alten Prinzen in der Hoffnung eines nahen Interregnums. Vorzüglich ſuchen ſie irgend einen zu finden der ſanftmüthig und freundlich iſt, damit er nicht die Vergehungen deren ſie ſich während ihrer Staatsverwaltung ſchuldig gemacht haben, unterſuchen und beſtrafen möge. Uebrigens ſind ſie nichts weniger als unbeſtechlich, und der neue König hat ſehr oft ſeinen Thron mit baarem Gelde erkauft.

Wenn endlich die Wahl entſchieden iſt, wird ſie den Fürſten angekündiget, die ſie ihren Vaſallen bekannt machen, und nun beſtrebt ſich jeder, ſeine Freude an den Tag zu legen. Man ſchickt an den neugewählten Prinzen und bittet ihn zu kommen ſeine neuen Unterthanen zu beherrſchen, welches er, wie leicht zu erachten

nie verweigert. Er erfüllt vielmehr ſogleich ihre Wünſche, und bezeichnet vielleicht den Anfang ſeiner Herrſchaft durch irgend eine Grauſamkeit, indem er ſich ſeiner Gegner entledigt, wenn nemlich ſeine Gewalt dazu hinreicht. Widrigenfalls eilen ſeine Feinde in ihre Ländereien zurück und bewaffnen ſich. Das Ende davon iſt ein offenbarer Krieg und eine Cabale, die den Frieden wieder herſtellt, den die Europäer auf das kräftigſte befördern indem jede Unruhe eine Stockung im Handel verurſacht.

Sobald der König von Loango den Thron beſteigt, übernimmt er die Sorge für die Weiber und Kinder des verſtorbenen Königes, die bisher unter der Herrſchaft der Regenten ſtanden. Was die Geſchwiſter innder des Verſtorbenen anbetrifft, ſo treten dieſe in die Claſſe der Prinzen vom Geblüt, und ſeine Kinder die dem gemeinen Geſetz unterworfen ſind, müſſen ſehen was das Schickſal über ſie verhängt. Doch ſorgt der König gewöhnlich für ſie ehe er ſtirbt, und nicht immer iſt ihr Loos traurig.

Die Landesregierung iſt in den Händen folgender Perſonen:

Zu Loango ſind dieſe der König, und die oben genannten Perſonen, außer dem ſogenannten Soldatenkönige, einigen Vaſallen und den Gouverneuren.

In den übrigen Staaten iſt die Einrichtung verſchieden: da dieſe erblich ſind, ſo iſt der muthmaßliche

Thronerbe die zweite Perſon im Staat, er wird auch Manbuc genannt. Nach ihm kommt der erſte Miniſter welches der Macaye iſt, und vor den übrigen den Rang hat.

Der König iſt unumſchränkter Herr, er beſetzt die vornehmſten Staatswürden, nimmt ſie ihren Beſitzern nach Belieben, und herrſcht über das Leben und die Freiheit aller Unterthanen, die gebornen Prinzen ausgenommen. Dennoch hat er als König keine große Gewalt, und wenn ihn mächtige Freunde nicht unterſtützen, ſo lehnen ſich ſeine Vaſallen häufig gegen ihn auf. So iſt es nicht ungewöhnlich daß wenn der König einen Mafuc entſetzt, und einen andern an ſeine Stelle ernennt, der Entſetzte ſeinen Nachfolger erdroſſeln läßt, und ſich weigert ſeine Mütze, *) (das Zeichen ſeiner Würde) abzugeben. Dieſes geſchieht jedoch ſeltner zu Loango als anderwärts, weil der König dort dicht am Meer wohnt, wo der Handel iſt, und daher ſeine Officianten in der Stadt um ſich hat, wo ſein Anſehen größer als das ihrige iſt.

Die Regierungsform und der Sklavenhandel machen das Land Menſchenarm, und weil die Einwohner hier wenig bedürfen, wird nur ein geringer Theil des

*) Nach Barbets Beſchreibung von Niederäthiopien (in Charchills Collection of Voyages T. V. S. 492.) ſind dieſe Mützen von weißer Farbe, und werden ſowohl von dem Könige, als den erſten Staatsbeamten getragen.

Landes angebaut; alles übrige aber was nicht Privateigenthum iſt, gehört dem Könige.

Der König als Oberherr des ganzen Landes ſchaltet mit allen nicht bebauten Ländereien nach freier Willkühr und giebt ſie wem er will. So beſchenkt er einen Prinzen der kein Eigenthum hat mit einem Stück Land, und giebt ihm dazu einige ſeiner Vaſallen aus ſeinen eigenen Dörfern, die in dieſem Fall Unterthanen ihres neuen Herrn werden. Dieſe vermehrt er mit einigen gekauften Sklaven um den Acker zu bebauen; erſtere heißen Söhne der Erde und die andern Montu oder Gefangene.

Der König iſt übrigens Herr aller Dörfer, diejenigen Wohnungen ausgenommen welche den Mäklern oder andern Privatleuten gehören und gewöhnlich an der Küſte liegen wo der Handel getrieben wird, und den Namen kleiner Güter führen. Dieſe Dörfer und Banzen, ſeine Hauptſtadt ſind ſein Haupteigenthum, und würden ihm, wenn er ſeine Macht vereinigen könnte ein entſchiednes Uebergewicht über den mächtigſten ſeiner Unterthanen geben; aber dieſes iſt eben die Schwierigkeit, und der geringſte ſeiner Vaſallen hat es in ſeiner Gewalt die Wege zu verſperren, daß die Gutgeſinnten dem Könige nicht zu Hülfe eilen können, und er ihnen nicht einmal ſeine Befehle ertheilen kann. Oft ſind auch dieſe nicht ſehr geneigt dem Fürſten beizuſtehen, und er iſt meiſtens genöthigt ſeine Kriege blos mit eignen Knechten zu führen.

Ich habe oben die Dörfer berührt, welche nicht zu den kleinen Gütern gehören. Ich verſtehe darunter ſolche, die nicht beſondere Herren haben. Man muß ſich hüten beide nicht mit einander zu verwechſeln, welches um ſo leichter geſchehen kann, da das kleine Gut eines Herrn oft in einem weit beträchtlichern Dorfe als die andern beſteht. Die königlichen Dörfer aber gehören allein dem Könige, oder ſind vielmehr Krongüter; dieſe Dörfer haben auch Namen die ihnen beſtändig bleiben, und ihre Stelle bleibt unveränderlich die nemliche, dahingegen die kleinen Güter blos den Namen ihres Herrn führen, und nach ſeinem Belieben nach einem andern Orte verlegt werden können, wozu er nur die Einwilligung des Königes bedarf, der ihm eine unangebaute Stelle anweiſt und dafür die verlaßne in Beſitz nimmt.

Viele der eigentlichen Dörfer ſind ſehr alt, der König allein, und in ſeiner Abweſenheit der Gouverneur hat dort zu befehlen. Gewöhnlich haben ſie eine günſtige Lage, entweder an einem Fluß, oder an einem See oder mehrentheils an der Küſte.

Der König legt ſeinen Unterthanen ſo viel Auflagen auf als ihm beliebt; dieſe beſtehen in gewiſſen Zöllen, und ganz willkührlichen Contributionen, die er auf Artikel des Luxus oder auf das Vermögen legt. So kannte ich zum Beiſpiel einen Schwarzen zu Loango, der eine ungeheure Abgabe erlegen mußte, weil er eine alte Portchaiſe beſaß, die ihm ein Schiffskapitain geſchenkt hatte. Er hatte den Stolz ſich ihrer einmal zu

bedienen, und dieſer Luxus ſchien ſo übertrieben, daß der König ihm eine ſo beträchtliche Summe an Waaren und Branntwein abforderte, daß der arme Mann dadurch beinahe zu Grunde gerichtet wurde. Die unglückliche Portchaiſe, die Urſache ſeines Unfalls, ward hierauf in einen Winkel der Hütte verwieſen und kam nicht mehr zum Vorſchein.

Seine vornehmſten Einkünfte zieht der König aus dem Verkauf der Aemter, vorzüglich bringt ihm das des Mafuc ein beträchtliches ein. Auch hebt er eine Abgabe von dem Negerhandel, *) aber nur mittelbar, indem dieſe eigentlich dem Mafuc zukommt, welcher

*) In allen Negerländern erheben die Fürſten einen anſehnlichen Zoll von den fremden Kaufleuten, der aber in Waaren bezahlt wird, welche im Sclavenhandel am meiſten geſucht werden. Wie Barbot 1700 in Loango war, erhielt der König 47 und der Mafuco oder Mafuc 31½ Stück, die übrigen Miniſter aber 51 Stück. Ein Stück war damals 2 Pf. St. 1 Schilling am Werth, jetzt aber viel weniger, oder vier Pagnen. Die dem König erlegten 47 Stück beſtanden in mancherlei Zeugen, einem Dutzend Meſſer, einem Flaſchenfutter Branntwein, einem halben dito Liqueur, zwei Flinten, nebſt Pulver und Blei. Der Preis eines Sclaven war damals zwei Stück, der funfzig Jahre ſpäter auf eben dieſer Küſte dreißig Stucke galt. (Churchill. 1. S. 510. Semanet. S. 135.) Ein engliſches 1789 nach Benin beſtimmtes Negerſchiff, welches 480 Negerſclaven eintauſchte, bezahlte dem Könige und ſeinen Miniſtern an Zollgebühren, die dort Daſches genannt werden, 3600 Pagnen, welche zuſammen 420 £ betrugen.

dem Könige dafür jährlich eine unbeſtimmte Summe zahlt. Der Mafuc wird dabei doch noch reich, denn er belegt den Handel willkührlich, und ſpricht diejenigen Kaufleute von der Abgabe frei, die ſich unmittelbar an ihn wenden, wodurch er der vornehmſte Mäkler des Orts wird, und geſchwinde Reichthümer zuſammenhäuft.

Der König hat das Vorrecht alle Klagen ſeiner Unterthanen gegen ihre Herren anzunehmen, doch ſind dieſe Klagen ſelten, weil dem Kläger nicht leicht eine andre Befriedigung zu Theil wird, als daß er das Gut ſeines Herrn verläßt, und ſich in einem Dorfe des Königes niederläßt.

Der König iſt vielen unangenehmen Einſchränkungen unterworfen; er darf nichts als Landesprodukte genießen, welches ihm beſonders in Abſicht auf den Brantwein ſehr empfindlich iſt; doch zweifele ich ſehr daß er dieſem Verbot gewiſſenhaft nachlebt. Er darf nur Macuten, oder einheimiſche Zeuge tragen, keine rothen Korallen, keine Glaskorallen, und wohnt übrigens wie der gemeinſte Mann in einer Strohhütte, und geht barfuß.

Der König kann eine geborne Prinzeſſin heirathen, doch ſind dieſe Beiſpiele ſelten, weil alsdenn die Geſetze dem Könige günſtig ſind. Er verliert zwar eben ſo wie ſie das Recht ſie zu verſtoßen, dennoch ſind ihre Verbindlichkeiten nicht gleich, denn ſie darf keinen Lieb-

haber haben, und er kann ſo viel Kebsweiber halten als er will. In Abſicht auf die Erbſchaft aber bleiben die Geſetze auch in dieſem Fall in ihrer vollen Wirkſamkeit, und die Kinder der Prinzeſſin beerben nur die Mutter und nicht den Vater.

Die übrigen Weiber des Königs führen den Titel Cama. In allen Ländern wo die Vielweiberey eingeführt iſt, hat zwar die Eiferſucht der Männer den Weibern die allergewiſſenhafteſte Treue zum Geſetz gemacht; aber hier hat ſich alles vereiniget, um das Joch dieſer Perſonen noch drückender, und ihre Verbindlichkeit unverletzlicher zu machen. Eine Cama verführen iſt ein ſo großes Vergehen daß ſelbſt das Andenken des Verbrechens der Schande preisgegeben wird. So groß iſt auch ihr Abſcheu vor dieſer Handlung, daß ein Schwarzer den andern nicht empfindlicher beleidigen kann, als indem er ihm den Ehebruch mit einem Weibe des Königes vorwirft.

Es giebt noch eine andre Beſchimpfung, die ich mir nie habe erklären können, welche darin beſteht, daß man das Wort Kinkololo ausſpricht, welches Rebhuhn bedeutet. Die Congoneger halten dieſes für den äußerſten Schimpf, und erwiedern es allemal auf den oben erwähnten Vorwurf.

Der Todtenkapitain iſt in Loango des Königes erſter Miniſter; er macht des Königs Willen allen Unterthanen bekannt, welches ihm ſogar bei den tributpflich-

tigen Fürſten in gewiſſen Fällen eine große Wichtigkeit giebt.

Im Lande ſelbſt zittert alles bei ſeinem Namen, doch kann er ſeines Amts entſetzt werden, und die Gewalt des Königs über ihn iſt eben ſo unumſchränkt als über den geringſten ſeiner Unterthanen, ſo daß er ihn verkaufen oder tödten kann, ohne eine andre Urſache als ſeinen Willen dafür anzugeben.

Zu Malemba und den andern Staaten iſt der Macaye der erſte Miniſter, und er beſitzt dieſelbe Gewalt, wie der Todten-Capitain in Loango. Sein Anſehen wird dort aber ſehr durch den Mambuc und die Prinzen vom Geblüt beſchränkt, über deren Vaſallen er keine Gewalt hat. Die Prinzen haben dieſes Vorrecht an ſich geriſſen, dem Mabuc aber kommt es von Rechtswegen zu, weil er durchaus keine Autorität als die des Königs erkennt, und über ſeine Vaſallen uneingeſchränkt waltet.

Der Mambuc iſt wie ich ſchon oben geſagt habe, der muthmaßliche Thronerbe, und folglich der Neffe des Königs. Dieſes iſt ein ſehr mächtiger Mann; zuweilen beſitzt er ſogar mehr Anſehen als der König ſelbſt, denn da er nicht den Einſchränkungen unterworfen iſt die jenen feſſeln, ſo hindert ihn nichts ein Mäkler zu ſeyn; er treibt daher auch einen beträchtlichen Handel, und ſeine Macht giebt ihm große Vorzüge in den Augen der Kaufleute, die ihn daher vor allen ehren. Gewiſſer-

maßen iſt er die erſte Perſon im Staat, auch pflegt er zu Malemba nicht ſehr begierig nach der Königswürde zu ſeyn, wenn der Tod des Königs ihn zu dieſem Poſten ruft.

Der Mafuc iſt kein Prinz vom Geblüt, doch kann er durch eine Heirath mit einer Prinzeſſin die Prinzenwürde erlangen. Er iſt einer von den wichtigſten Männern im Staat, und eigentlich Oberaufſeher des ganzen Handels. Sein Anſehen iſt daher ſehr ausgebreitet, und weil alle Geſchäfte in dieſem Fach vor ſein Gericht gehören, muß er an dem Ort wohnen, wo der Negerhandel getrieben wird. Dieſer Ort heißt die Spitze, und ſeine Gewalt iſt dort unumſchränkt. Die Europäer ſind ausſchließend an ihn gewieſen, in allem was die Zölle, die Ankunftsabgaben, die Policey, den Preis der Waaren und ſo weiter betrifft. Er beſtimmt den Preis der Lebensmittel, und hat den Vorſitz bei jedem Handel der geſchloſſen wird. Er hat ein großes Gefolge und viele Unterofficianten, die allein von ihm abhängen; ſein Anſehen iſt ſo groß, daß einer ſich das Recht anmaßte die Franzöſiſchen Capitains zu beſtrafen, die ſich ſein Misfallen zugezogen hatten, und ſie von dem Handel auszuſchließen, welches dieſe ſchwach genug waren, ſich gefallen zu laſſen. Er war dabei ſo liſtig, daß er den andern vorzuſpiegeln wußte, daß ihr Vortheil ſich vermehre, ſobald wenigere am Handel Theil nehmen; durch dergleichen Kunſtgriffe und ſeine Vermeſſenheit machte er ſich ſo furchtbar, daß keiner ihm zu widerſtehen wagte, und er wie ein Deſpot ſchaltete

und waltete. Endlich aber kam ein Capitain an, der etwas mehr Einſicht beſaß, und den übrigen begreiflich machte, daß nur Eintracht ſie gegen Unterdrückung ſchützen könne; ſie unterzeichneten daher einen Vertrag, ſich gegenſeitig zu unterſtützen, und nun war die Reihe an den Mafuc, zu zittern.

Der Makimbo hat blos an der Küſte zu befehlen, man könnte ihn mit dem Befehlshaber des Havens vergleichen; der Fiſchfang, die Piroguen, alles was am Strande befindlich iſt, ſtehen unter ſeiner Aufſicht. Alle Diebſtähle die in dieſer Gegend vorfallen, alle Streitigkeiten gehören vor ſein Forum, und er entſcheidet in dieſen Fällen gemeinſchaftlich mit dem Mafuc; das heißt, in ſofern die Sache nur Schwarze betrifft, denn die Europäer verwerfen ſeine Autorität, oder erkennen ſolche nur, wenn er einen Schwarzen beſtrafen ſoll, von dem ſie glauben beleidigt zu ſeyn. Uebrigens iſt er auch ein Mäkler, und ſein Anſehen hängt größtentheils von der Wichtigkeit ſeiner Handelsgeſchäfte ab.

Der Monibanza hat die Aufſicht über die Einkünfte des Königs; er iſt ſein eigentlicher Finanzminiſter. Er beſorgt die Hebung aller Auflagen, auch muß er alle Zahlungen leiſten.

Der Monibela iſt der Bote des Königs, welcher deſſen Aufträge an die andern Staatsbedienten ausrichtet; viele Prinzen haben auch ihren Monibela, wie auch der Mambuc, doch führt der des Königs dieſen Titel

Vorzugsweiſe. Sein Zeugniß iſt ganz unverwerflich, und es fällt keinem ein, den Auftrag dieſes Officianten in Zweifel zu ziehen. Ein Amt wie dieſes, iſt auch in einem Lande wo aus Mangel der Schreibekunſt alle Befehle mündlich ertheilt werden, ganz unentbehrlich. Die kleinern Monibelas führen zum Zeichen ihrer Miſſion irgend ein Geräthe oder Koſtbarkeit ihres Herrn, als einen Rohrſtock, einen Ring oder dergleichen; der Herr verabredet ſich mit dem, welchem er etwas zu berichten hat, daß er ihm dieſes oder jenes zuſchicken werde, wenn er ihm etwas anzuzeigen habe, und der Letztere traut keiner ihm überbrachten Botſchaft, wenn ihm nicht zuvor der beſtimmte Gegenſtand gezeigt wird.

Der Monibela des Königs aber ſteht in ſo hohem Anſehen, daß man allem was er ſagt, Glauben beimißt; das Zeichen ſeiner Würde iſt ein ſilbernes, ſechzehn bis achtzehn Zoll langes, fünf bis ſechs Zoll breites Meſſer; oben rund, durchbrochen, mit Blumenwerk geziert und ohne Schneide. Vor Ankunft der Europäer war dieſes Meſſer von Kupfer, dieſe aber haben es ihnen von Silber verfertigen laſſen. *)

*) Keiner von allen Reiſenden nach Congo und Loango hat dieſe Staatsbeamte und deren Geſchäfte beſchrieben, außer unſerm Verf. und ſein Landsmann Proyart. Letzter nennt zwar einige dieſer hohen Perſonen etwas anders, nämlich den Mafuc, M'Fuca, den Macaye, Makaka, allein er erklärt zum Theil ihre Aemter genauer, ſo iſt nach ihm

Der Gouverneur iſt ein Officier, welcher im Namen des Königs in einem ihm zuſtändigen Dorfe zu befehlen hat. Er hat keinen über ſich als den König und den Mambuc in deſſen Ländereien. Zuweilen ſind die Handelsorte in dem Bezirk ſeines Gouvernements, alsdenn behauptet der Mafuc ſeine Autorität in allem was den Handel betrifft, aber alle perſönlichen Beleidigungen, alle Streitigkeiten über Grundſtücke oder Erbſchaften gehören vor dem Gouverneur.

Ich habe oben ſchon etwas von der Beſchaffenheit der Lehnsmänner geſagt, und will hier noch etwas hinzuſetzen. Sie haben zwar das Recht ihre Sclaven zu verkaufen, doch thun ſie dieſes äußerſt ſelten, weil ihr vornehmſter Reichthum in ihren Sclaven beſteht. Nur in dem Fall daß ſie etwas verbrochen haben, pflegen ſie ſich ihrer zu entäußern. Sonſt laſſen ſie ihnen Gerechtigkeit widerfahren, und wenn ſie in Händel verwickelt ſind, die unter eine andre Gerichtsbarkeit gehören, geht der Herr ſelbſt hin und beſorgt das Intereſſe ſeiner Unterthanen. Er iſt ſogar für ſie verantwortlich bis auf einen gewiſſen Punkt, das heißt, er bezahlt ihre Schulden, werden dieſe aber zu beträchtlich, ſo verkauft er den Schuldner, um jene zu tilgen.

der Macaye, der oberſte Kriegs = Befehlshaber, und der Makimba der Oberaufſeher über Gewäſſer und Wälder, über Fiſcher und Jäger, und ihm muß man die Fiſche und das Wildpret überliefern, welches für den König beſtimmt iſt. Proyart. S. 110.

Ein Lehnsmann kann in den Fall kommen, zum Tode oder zur Sclaverey verurtheilt zu werden, und alsdenn hat er das Recht einen ſeiner Vaſallen an ſeiner Stelle auszuliefern. Man verfällt in die Strafe der Sclaverey, wenn man Blut vergießt. Derjenige, welcher einen andern verwundet, bezahlt dem Beſchädigten ein Pack, das heißt, den Werth eines Packs, entweder mit einem Sclaven, (ein Pack *) iſt der

*) Da der Verf. den Begriff Pack (paquet) nicht deutlicher erklärt hat, und andere Reiſebeſchreiber nach Congo und Loango dieſes Wort gar nicht kennen, ſo kann hier nur muthmaßlich angegeben werden, was jene Neger unter Pack verſtehen. Da ſie kein Geld kennen, ſo beſtimmen ſie den Preis einer jeden Waare nach verſchiedenen einmal angenommenen Artikeln. Dieſe ſind entweder die oben erwähnten Pagnen, oder Barren von Eiſen und Kupfer. Eine Kupferbarre ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts vier Eiſenbarren gleich geachtet. Ferner Manilhas, Armbände von Kupfer und die ſogenannten Stücke, (pieces) nach dem die Franzoſen jede im Negerhandel gebräuchliche Waare ſchätzen; nämlich, eine Flinte 1 Stück; fünf Pfund Pulver 1 Stück; drei Pfund Flinten- oder Piſtolen-Kugeln eben ſo viel, und 5 Maas Branntwein 1 Stück. (Proyart. S. 135.) Ein Packet aber, wie der Verf. an einem andern Ort beiläufig und ohne gehörige Erläuterung anführt, beſteht aus einer größern Menge verſchiedener Waaren, oder aus allen einzelnen Artikeln zuſammengepackt, wofür er einen Sclaven, Elfenbein oder ſonſt etwas verkauft hat. Daher beſteht ein Packet zuweilen aus vierzehn verſchiedenen Artikeln, die zuſammen $41\frac{1}{2}$ Stück, oder 84 Pagnen am Werth betragen. Ein Packet kann auch aus weniger Artikeln, und blos aus verſchiedenen Zeugen beſtehen.

Preis eines Gefangnen) oder an Waaren. Wenn aber der Beleidiger weder Waaren noch Sclaven hat, wird er ſelbſt verkauft.

Der Sohn eines Prinzen kann auch ein Leibeigner werden; es geſchieht zwar ſelten, indem der Vater gewöhnlich dafür ſorgt, daß der Sohn ein anſtändiges Vermögen erhält; überläßt er ihn aber ſeinem Schickſal, ſo bleibt ihm nichts übrig, als ein Sclave zu werden, weil er vom Vater nicht erben kann. Wenn er alſo nicht von einem reichen Bruder erbt, ſo muß er Schulden machen, und ſobald dieſe den Werth eines Packes betragen, ſo muß er einen Sclaven ſtellen, oder er wird ſelbſt verkauft, um die Schuld zu tilgen.

Die Prinzen vom Geblüt haben das Recht, jeden der nicht durch die Geburt ihres Gleichen iſt, zu greiſen und zu verkaufen; die großen Staatsvaſallen können dieſes Recht nur über ihre Leibeignen ausüben, und zwar nur auf ihrem eignen Grund und Boden, wenn ſie nicht die Einwilligung desjenigen haben, auf deſſen Gebiet ſich ihr Leibeigner eben befindet.

Durch einen Vertrag mit den erſten Europäern, welche hier Handel trieben, beſitzen die Capitains der Schiffe alle Vorrechte der Prinzen vom Geblüt, und können daher innerhalb ihres Bezirks alle Schwarzen ohne Unterſchied, die Prinzen vom Geblüt ausgenommen, rauben und verkaufen. Der Strich Landes zwiſchen ihrem Comptoir und dem Meer in gerader Linie

Bayerische Staatsbibliothek München

gehört ihnen ſo lange ſie ſich dort aufhalten, und die Autorität des Makimbo hört daſelbſt gänzlich auf, während die Europäer dort Handel treiben. Wenn alſo ein Capitain einen Schwarzen in ſeinem Comptoir packt, kann er ihn durch den zu dem Comptoir gehörigen Strich Landes an Bord ſchicken, ohne daß ſich ihm irgend jemand widerſetzen darf.

Dieſes Menſchenrauben iſt leider nur zu allgemein. Viele Schwarze kommen von bloßer Neugierde getrieben, mit den Kaufleuten aus dem Innern des Landes; die Kaufleute benutzen dieſes um ſie greifen zu laſſen und zu verkaufen, und berichten alsdann in ihrer Heimath, ſie wären auf dieſe oder jene Weiſe geſtorben. Das Traurigſte für die Menſchheit iſt dabei daß die Capitains an die man ſich wendet um dieſe Unglücklichen zu greifen, ſich keine Mühe geben dem Mäkler ſein Vorhaben auszureden; ſie ſehen bei der ganzen Sache nichts als einen Sklaven mehr zu gewinnen, und anſtatt den Vorſchlag mit Abſcheu zu verwerfen, eilen ſie dem Räuber beizuſtehen und ſchlagen einen Menſchen in Feſſeln der eben ſo frei als ſie ſelbſt war.

Wie entſetzlich dieſes abſcheuliche Verfahren jene Gegenden entvölkern muß, läßt ſich leicht denken, und daher findet man ungeachtet der großen Fruchtbarkeit der Weiber, und des ſchönen Clima, in den drey Königreichen Malemba, Cabenda und Loango die am Umfang gewiß drey franzöſiſchen Provinzen gleich kamen, höchſtens ſechshunderttauſend Menſchen.

Das gerichtliche Verfahren iſt hier ſehr kurz und einfach. Auf jedes Vergehen gegen die Geſellſchaft hat das Herkommen welches hier die Stelle des Geſetzes vertritt eine Strafe geſetzt. Sobald nun ein Verbrechen begangen wird, iſt die erſte Sorge den Schuldigen zu greifen, dann wird eine Cabale veranſtaltet, wo er zugegen iſt, und ſich vertheidigen kann. Das Geſetz iſt ganz deutlich; hat er getödtet, ſo muß er ſterben; hat er jemand verwundet, ſo muß er einen Sklaven liefern; hat er geſtohlen, ſo muß er Erſatz geben; hat er Ehebruch begangen, ſo muß er dem beleidigten Ehemann ein Pack bezahlen; hat er einen Schwarzen verkauft der nicht ſein Eigenthum war, ſo wird er getödtet, oder muß einen Leibeignen ſtellen.

Das Urtheil wird gleich bei der Sitzung gefällt, und ſtehendes Fußes vollzogen. Wird ein Neger zum Tode verurtheilt, ſo zerreißt man ihn denſelben Augenblick mit einer Wildheit in Stücken, die mit der gewöhnlichen Sanftmuth dieſer Nation übel zuſammenſtimmt. Eine ſolche Criminal-Cabale unterſcheidet ſich von jeder andern nur durch den Umſtand daß alle Anweſenden bewaffnet erſcheinen. Ich war bei einer dieſer Art im Jahr 1787 zu Loango gegenwärtig. Der Soldat des Königs hatte einen Schwarzen geraubt der nicht ſein Leibeigner war, und ihn durch ſeinen Neffen verkaufen laſſen. Die Familie klagte darüber bei dem Mafuc, auf deſſen Gütern ſie wohnte. Es ward eine Cabale veranſtaltet, und der unglückliche Soldat ſtrebte vergebens, ſich zu rechtfertigen; das

Anſehen des Maſuc, der Kläger und Gutsherr der be- leidigten Familie, auch vermöge ſeines Amts Richter zugleich war, drückte ihn zu Boden. Das Urtheil be- fahl ihm ſeinen Neffen an ſeiner Stelle auszuliefern; dies geſchah, und der Unglückliche ward in einem Au- genblick zerſtückt. Keine Kannibalen hätten mit mehr Wuth zu Werke gehen können. Ich hatte den Muth dieſem ſchrecklichen Schauſpiel bis ans Ende beizuwoh- nen, um zu ſehen, was daraus werden würde, und ich muß zu ihrer Rechtfertigung ſagen, daß weit ent- fernt das geringſte Verlangen zu bezeigen ihr Schlacht- opfer zu verzehren, eilte ein jeder der an ſeinem Tode Theil genommen hatte, ſich vom Blute rein zu waſchen. Die Glieder des Unglücklichen wurden geſammelt, und den Raubvögeln zur Beute an einem Palmbaum auf- gehängt.

Vierter Abſchnitt.

Häfen von Loango. Nachricht vom dortigen Negerhandel.

Franzöſiſche Schiffe ſegeln auf zweien Straßen nach Loango, die man die große und die kleine heißt. Auf der erſten fährt man zwiſchen den Capoverdiſchen In- ſeln und dem Vorgebirg dieſes Namens, um die Li- nie unter 25° weſtlicher Länge von Paris zu durch- ſchneiden, und den Paſſatwind zu erreichen, der die Schiffe nach Braſilien bringt, und von hier gelangen,

ſie mit weſtlichem Winde zum Ort ihrer Beſtimmung. Auf der kleinen Fahrt durchſchifft man denſelben Kanal, und ſucht ſo bald man aus der Region der Paſſatwinde iſt, ſich oſtwärts zu halten um das Cap Lopes Gonſalves zu erreichen, und ſegelt ſodann weiter. Die große Straße erfordert zwar eine längere Zeit, ſie iſt aber ſicherer weil man auf derſelben weniger den Windſtillen und Seeſtrömen ausgeſetzt iſt, auch hat es ſich wohl ereignet daß Schiffe auf der kleinen Fahrt eilf Monate zugebracht haben.

Auf der kleinen Fahrt gelangt man jenſeit des Cap Lope Gonſalvez zuerſt nach St. Catharina, einer kleinen Bay, welche von den Portugieſen ihren Namen erhalten hat. An derſelben liegt ein kleines elendes Dorf, deſſen Oberhaupt ſich längſt der Herrſchaft des Fürſten von Majomba entzogen hat. Man findet blos Waſſer, auch kann man bisweilen höchſtens ein Dutzend Neger eintauſchen. Den Einwohnern iſt wegen ihrer Bösartigkeit nicht zu trauen, daher verlohnt es ſich der Mühe nicht hier vier und zwanzig Stunden anzuhalten.

Von hier gelangt man ſüdwärts nach Majomba ebenfalls an einer Bay 3° 30′ ſüdlicher Breite belegen. An der nordöſtlichen Seite dieſer Bay erhebt ſich eine Klippe, nahe bei derſelben iſt das Meer ſechs Klafter tief oberhalb der Klippe aber nur zwei Klafter. Dies iſt die einzige, welche man vom Kap Gonſalvez bis Loango antrifft. Finden ſich gerade in Majomba Neger-Kaufleute, die mit ihren Waaren nach andern Seeplätzen rei-

ſen wollen, ſo kann man wohl hundert Sclaven erhandeln, ſie ſind aber von zärtlicher Leibesbeſchaffenheit, werden auch leichter als andre Neger vom Scharbock ergriffen. Man könnte hier auch wohl andere Waaren eintauſchen, weil die Neger von Majomba ſich durch Klugheit vor den übrigen auszeichnen. Sie verarbeiten Kupfer, und ſammeln das Elfenbein, welches in den andern Häfen vertauſcht wird, auch haben ſie zuweilen Gummi Senegal zu verkaufen. Da hier ſicher zu ankern iſt, und die Einwohner von Natur gutmüthig ſind, ſo kann ein kleines Schiff das etwa zweihundert Neger laden kann, hier wohl die Hälfte einnehmen, und die übrigen hernach im Hafen Loango eintauſchen.

Weiter gegen Süden ergieſt ſich der Fluß Quilomba in den Ocean. Dieſer Landſtrich iſt dem König in Loango unmittelbar unterworfen. Er hält hier auch einen Mafuc weil der Fluß bisweilen des Negerhandels wegen von Schiffböten beſucht wird, welche man dorthin von der Stadt Loango abſchickt. Der Fluß iſt wegen einer Sandbank nur mit Gefahr zu beſchiffen, daher bringen die Einwohner Lebensmittel und Negerſclaven an das Schiff, ihre Pirogen ſcheitern aber oft bei der Ueberfahrt, und der ganze Handel wird am Bord des Schiffes betrieben.

Südwärts fünf Meilen weiter von dieſem kleinem Fluße kömmt man nach Loango. Dieſe Bucht erkennt man bald an der rothen ſteilen Küſte, wo um acht Uhr Morgens die Sonnenſtrahlen ſo ſtark abprallen, daß

die ganze Gegend in Flammen zu ſeyn ſcheint. Der Negerhandel iſt hier ſehr abwechſelnd, und ein großes Schiff darf hier nicht ankern, ausgenommen, wenn vor ihm ſchon Negerſchiffe in den andern Häfen angekommen ſind, und es mit dieſen ſeiner Waaren wegen nicht Concurrenz halten kann. Die Einwohner von Loango nehmen mit ſchlechten Waaren vorlieb, und iſt ein Schiffscapitain verſchlagen genug, ſo kann er dort den Handel der benachbarten Plätze an ſich ziehen.

Zu Loango wird der Handel auf einem kleinen Berge am Ufer des Meeres getrieben, weil man die Küſte für ungeſund hält, des Nachts wagt man nicht am Lande zu ſchlafen, und läſt daher Geräthſchaften und Waaren dort zurück, wenn man ſich des Abends wieder an Bord begiebt. Ich bin aber immer am Lande geblieben, und habe meine Wohnung bald in der Stadt Loango, bald anders wo bei einem meiner Mäckler genommen. Die hier erkauften Sclaven gehören zu den Negervölkern, Monteke, Majomba oder Quibonga. Die letztern ſind ſchöner, ſtärker und vorzüglicher, als die übrigen, nur ſind ſie nicht in Menge zu haben. Die Sclaven von Majomba kann man zwar in größerer Menge kaufen, allein ſie ſind von geringerm Werth, haben eine ſchmale Bruſt, ſchwache Nerven und ſchlechte Zähne.

Die von Monteke ſind eine gute verkäufliche Waare nur haben ſich dieſe Neger die Zähne befeilt, um ſie ſpitzer und ſchärfer zu machen. Man hat ſie daher ohne Grund als Menſchenfreſſer verrufen. Loango liefert am

gefehr den vierten Theil aller Sclaven dieſer Küſte. Von der Quibonga-Nation kömmt der ſechſte Theil der nach Weſtindien beſtimmten Sclaven, und der Ueberreſt von Majomba. Sechzehn Meilen ſüdwärts von Loango liegt Malemba, aber in einer offenen Rhede. Man erkennt die Gegend bald an den hohen Gebirgen von Cacongo. Malemba ſelber hat ſeinen Namen von einem anſehnlichen Berge erhalten, auf dem die europäiſchen Negerhändler ihre Handelsbuden aufgeſchlagen haben, daher noch zwei ſteile Abhänge der holländiſche und franzöſiſche genannt werden. Die benachbarte Gegend iſt überflüſſig mit Gemüſen, Ziegen, Schweinen und Geflügel verſehen, auch liefert ein benachbarter See die herrlichſten Fiſche. Der Platz wo hier der Handel mit den Eingebornen getrieben wird, iſt ſehr ungeſund, und hat daher den Namen des Paradieſes erhalten. In dieſer Gegend wohnt auch der Mafuc. Der Mambuc hingegen oder der künftige Thronerbe von Loango hat ſeine Reſidenz etwa vier Meilen von den Handels-Logen angelegt. Seine Wohnung iſt nach Art der oben beſchriebenen Häuſer der Europäer (Gimbangen) erbauet, und mit Tapeten, Stühlen, Sofas und Betten meiſt von Sammt meublirt. Er iſt ein großer Liebhaber von Wein, und der Europäiſchen Küche, deswegen hat er einen von ſeinen Leuten nach Frankreich geſchickt, um ſich als Koch auszubilden, und man ſpeiſt bei ihm ſo gut und geſchmackvoll, als irgend jemand in dieſem Lande und in einer ſolchen Hütte erwarten dürfte.

Hier werden die beſten Neger eingehandelt. Sie ſind gutartig, ruhig, ſtark und ausdauernd, und recht zur Knechtſchaft geſchaffen, ſo daß ſie mit ihrer Lage als Sklaven zufrieden ſcheinen, und deswegen in St. Domingo ſehr geſchätzt werden. Sie ſind auch gute Arbeiter, wenn ſie nur Tabak und Bananas haben.

Fünf Meilen ſüdwärts von Malemba liegt die kleine Bucht Cabenda. Sie hat eine trefliche Lage, das Meer iſt immer ruhig, und daher das Landen äuſſerſt bequem. Die Gegend umher iſt einladend und ſehr fruchtbar. Man erkennt Cabenda an einem hohen zuckerhutförmigen Berg. Er ſteht einzeln und iſt bis zum Gipfel mit Bäumen bewachſen. In dieſer Bucht ergießt ſich ein kleiner Fluß, der kaum die Schiffsböte in ſeiner Mündung aufnimmt, welche hier Waſſer ſchöpfen wollen. Hier haben die Portugieſen verſchiedentlich verſucht ſich nieder zu laſſen. Sie hatten dort vor langer Zeit ein Fort erbauet, das aber längſtens geſchleift iſt. Während des letzten amerikaniſchen Krieges verſuchte der Gouverneur von Loanda, der portugieſiſchen Hauptveſtung in Congo, die Abweſenheit der Franzoſen zu benutzen, und eine von ſeiner Nation längſt verlaſſene Veſtung wieder in Stand zu ſetzen. Wie daher franzöſiſche Schiffe nach dem Frieden Malemba wieder zu beſchiffen anfiengen, ſo wurden ſie zum großen Erſtaunen der Befehlshaber mit Kanonen zurückgewieſen. Die Negerhändler beſchwerten ſich alſo in Verſailles und der Seeminiſter ließ den Herrn von Marigny nebſt einigen armirten Fahrzeugen ausrüſten,

um die Portugieſen aus Malemba zu vertreiben. Dies koſtete auch wenig Mühe und bei der zweiten Aufforderung capitulirte die portugieſiſche Beſatzung. Sie ward nach Loanda zurückgeſchickt, und die Veſtung zerſtört, es iſt aber wahrſcheinlich, daß dieſe Nation ſie bei der erſten Gelegenheit wieder herſtellen wird.

Die Neger von Cabenda ſind nördliche Nachbaren des Landes Sogno, das von ihnen durch den Zairefluß geſchieden wird. Die Einwohner von Sogno ſind wegen Behandlung der Portugieſen ſehr feindſelig gegen alle Weißen geſinnt, und die Einwohner von Cabenda haben etwas von dieſem Haſſe angenommen. Die Händel unter den Negerfürſten, ſind in dieſer Gegend auch ſo häufig, daß den einländiſchen Kaufleuten häufig der Weg verſperrt wird, ihre Waaren nach der Küſte zu ſchaffen. Der Mambuc von Cabende hat es auch wohl gewagt, franzöſiſche Schiffscapitains feſtſetzen zu laſſen. Sonſt werden hier viele Congoneger erhandelt, die eigentlich für Malemba und die Häfen von Sogno beſtimmt ſind, und unter dieſen viele Mondongen.

Die Neger von Sogno ſind meiſt von rother Farbe und gut gebauet, aber feige und verrätheriſch. Es iſt kaum zu erklären, warum die Miſſionarien Sogno vorzüglich für ihr Bekehrungswerk gewählt haben, da ſie doch ſo wenig bisher ausrichten konnten, und die dorthin gelangten Geiſtlichen entweder getödtet oder vergiftet wurden. Die Sclaven von Sogno ſtehen wegen ihrer Treuloſigkeit auch in ſo ſchlechtem Ruf, daß man

ſie nicht anders, als geſchloſſen nach Amerika verſchifft.

Die Mondongen ſind gute und ſchöne Neger, welche ſich wie ihre Nachbaren die Monteken tattowiren. Sie befeilen ebenfalls ihre Zähne, und ſind daher bei den Miſſionarien in den ungegründeten Verdacht gekommen, als ob ſie Menſchenfreſſer wären. Sie tattowiren ſich nicht blos das Geſicht, ſondern zerſchneiden ſich auch die Bruſt, ſo daß ſie ganz zerfetzt oder beinahe brodirt ausſehen. Viele von ihnen ſchneiden ſich auf dem Bauch drei breite Querſtreifen, die Wunde wird hernach von neuen aufgeriſſen, ſo daß aus dieſen Streifen allmälig hervorragende Schwielen entſtehen, und die Neger groſe Schmerzen leiden müſſen, ehe ſie dieſe Zierathen vollendet haben.

Man findet unter den Negern, ſelbſt unter den Kindern viele Beſchnittene, auch iſt dieſer Gebrauch nicht auf einzelne Völkerſchaften eingeſchränkt, ſondern auf alle welche den Europäern Sklaven liefern. Beinahe die Hälfte einer jeden Schiffsladung iſt beſchnitten, und die meiſten derſelben liefert Majemba. Faſt möchte man glauben, daß ſie die Beſchneidung von ihren Nachbaren den Mahometanern angenommen hätten, ich habe aber nach genauer Erkundigung erfahren, daß ſie damit keine religiöſe Idee verbinden, ſondern dieſes eine bloſe Mode iſt.

Weiter ſüdwärts gelangt man zum Fluſſe Zaire, den man bald an ſeinem reißenden Strom erkennt,

der vielen rothen Sand mit fortſchwemmt, von welchem das Meer in einer anſehnlichen Entfernung eine rothe Farbe angenommen hat. Der Zaire wird wenig beſucht, und daher iſt ſein Lauf unbekannt. Man muß ihn mit großer Vorſicht beſchiffen, doch ſollen ihn ſonſt die Engländer befahren haben. Etwas ſüdlicher entfernt liegt die Rhede Ambriz 7° 20′ ſüdlicher Breite. Hier laufen jährlich nur zwei Schiffe ein, die ſich aber nicht länger als acht und vierzig Stunden aufhalten, weil der Negerhandel hier von keinem Belange iſt. Die Neger von Ambriz meſſen die eingetauſchten Zeuge nicht nach, daher ſie nie das richtige Maas derſelben erhalten, dadurch wird auf den Schiffen viel erſpart, denn für das an jedem Stücke Cattun oder Leinwand fehlende werden andere Waaren eingetauſcht. Man ſetzt hier verdorbene Zeuge ab, ſchneidet die Seite ab, wo ſie beſchädigt ſind, und doch gelten ſie für ganze Stücke. Ein Schiff kann hier etwa funfzig Sklaven eintauſchen, dieſe ſind ſanft, dumm und ohne Mißtrauen.

Etwas weiter ſüdwärts befindet ſich der kleine Fluß Maſſula, aber er wird ſelten beſucht weil er in der Nachbarſchaft der portugieſiſchen Poſten flieſt, hier gewöhnlich eine Corvette dieſer Nation vor Anker liegt, und man Unannehmlichkeiten ausgeſetzt iſt.

Der Kapitain eines Negerſchiffs muß vor der Abfahrt aus Europa wiſſen, für wie viel verſchiedene Artikel oder Waaren er einen Neger eintauſchen kann. Im Durchſchnitt erhält er für vierzehn einzelne Artikel, an

verſchiedenen Zeugen, Säbeln, Flinten, Pulver, Meſſer, Trinkgefäßen ꝛc. einen Sklaven. Will er alſo fünfhundert Neger einhandeln, ſo muß er Anfangs nicht mehr als zwölf diverſe Waaren für jeden hingeben, und zuletzt etwa ſechszehn. Kinder beiderlei Geſchlechts koſten ihm oft nur die Hälfte; was er über dieſem Preis von ſeiner Ladung weggiebt gehört dem Mafuc mit dem er ſich deswegen vergleicht, theils um einen Nebenbuhler zu entfernen, theils um die nöthige Zahl ſeiner Neger möglichſt bald voll zu machen. Bisweilen kann der ſchwarze Sklavenhändler auch eine ſchon behandelte Waare gegen eine andere vertauſchen, die entweder gleichen oder geringern Werth hat. Nur muß er ſolche, oder die theurern einzubehalten, oder am längſten aufzuſparen ſuchen, die im Handel neun Pagnen gelten. Ein Stück von Indien, oder ein Neger von fünf Fuß, koſtet vierzehn verſchiedene Artikel doch werden ſechs Meſſer, zwei Hüte, vier Flaſchenkeller Branntwein, oder ſo viel man auch an einzelnen Waaren ausſucht, jede Sorte nur für einen Artikel gerechnet. Hält der Sklave aber das obige Maas nicht, oder hat einen Fehler, ſchielende Augen, fehlende Zähne, ſo werden immer einige Waaren von dem bedungenen Preiſe abgezogen. Wären die europäiſchen Negerhändler nur mit einander einverſtanden, ſo könnte man in Africa ſehr wohlfeil Sklaven eintauſchen, und ſie würden nicht ſo ſehr im Preiſe ſteigen. Aber jeder iſt nur auf ſeinen eigenen Vortheil bedacht, ſucht ſeinen Nebenbuhler zu betriegen, cabalirt mit den ſchwarzen Kaufleuten um Vorzüge vor den übrigen Capitains zu erhalten, bietet

auch wohl über den gewöhnlichen Preis in der Erwartung, daß ſeine Concurrenten ſoviel nicht bezahlen werden. Daher bezahlt man einen Neger ſtatt vierzehn, wohl mit zwei und zwanzig verſchiedenen Artikeln. Die Eiferſucht und der Neid der weißen Kaufleute gehen ſo weit, daß ſie einander blos zu hintergehen ſuchen. Jeder verheimlicht dem andern wie viel Neger und zu welchem Preiſe er ſie gekauft habe, oder welcher Mäkler ſeine Kunden am beſten bediene.

Sobald ein Schiff auf der Küſte anlangt, iſt die erſte Sorge des Befehlshabers, ſich eine Wohnung zu verſchaffen. Die dazu nöthigen Hütten beſorgt der Mafuc gegen Bezahlung, und der Schiffszimmermann muß die Guibange oder das Wohnhaus des Kapitains errichten. Alles zuſammen koſtet anderthalb bis zwei Pack. Sobald alles fertig iſt, wird die Trommel durch alle benachbarte Negerdörfer gerührt, um anzuzeigen, daß ein Handelsſchiff angekommen. Hierauf fordert der Mafuc den Zoll und die Geſchenke. Der erſte beſteht in vier bis fünf diverſen Sorten von Waaren und einigen Kleinigkeiten, und die Geſchenke in einem Flaſchen-Keller mit ſechs Bouteillen Branntwein, und einigen Artikeln vom Werthe eines halben Stückes. *)

*) Branntwein, wie der Verf. ſchon häufig bemerkt hat, iſt bei den vornehmen Negern ein ſo außerordentlich beliebter Handelsartikel, daß ſie den Beinamen Tooda, d. i. Branntweinſäufer, Trunkenbold für den größten Ehrentitel halten. Vor ungefähr dreißig Jahren pflegte der König von Aquambo auf der Küſte von Guinea jährlich

Hierauf erſcheinen die Mäkler, die man aber genau kennen muß, um von ihnen nicht angeführt zu werden. Sie erhalten allerlei Waaren zum voraus, die man aber ſorgfältig anſchreibt, um den Betrag derſelben hernach bei Bezahlung der Courtage wieder abzuziehen. Ein betrügeriſcher Mäkler den man nicht kennt, macht die größten Verſprechungen und läßt ſich eine Menge Waaren im Voraus geben, die, wenn er keine Sclaven ſchafft, häufig verloren gehen. Man muß einem ſolchen daher nicht zu viel trauen, hingegen auch den guten nichts verſagen, um ſie nicht zu beleidigen, und den Handel gar aufzugeben. Sobald die Mäkler die verlangten Waaren erhalten haben, bringen ſie bald dafür Neger zurück, aber anfangs bloßen Ausſchuß, den man aber auch gegen die ſchlechteſten Waaren eintauſcht.

Die Kaufleute führen die Sclaven aus einer großen Entfernung herbei, die aber, ſie mögen her kommen wo ſie wollen, dieſelbe Sprache reden, und ſich nur durch Accent und Ausſprache von einander unterſcheiden. Die Sclaven werden auf mancherlei Art aus dem Innern des Landes nach der Küſte getrieben. Oft dienen zwanzig Kaufleute drei oder vier Sclaven zur Bedeckung. Fünf dieſer Führer gehen voran, welche die mit Stricken

ſo viel Branntwein an ſeinem Hofe zu verbrauchen, daß er dafür 2000 Sclaven und darüber bezahlen mußte. Guide du Commerce de l'Amerique principalement par le Port de Marſeille. T. II. S. 288.

von Aloefaſern gebundenen Sclaven hinter ſich herzie-hen, die Weiber gehen ganz frei, und die andern fol-gen. Da die Wege ſehr ſchmal ſind, und oft nur einer auf einmal durchkommen kann, ſo iſt es ſchwer zu ent-wiſchen. Viele Sclaven folgen den Kaufleuten ohne Widerſtand, und laſſen ſich mit Freuden verkaufen. Dieſe werden nicht gebunden und leben unterwegs mit den ſchwarzen Kaufleuten als Cameraden. Den Wider-ſpenſtigen hingegen, werden die Hände auf dem Rücken gebunden, und dieſe ſo feſt zugeſchnürt, daß ſie alles Gefühl verlieren und oft zwei Tage nach dem Verkauf keine Hand rühren können. Manche ſuchen ſich den-noch loszumachen, oder widerſetzen ſich ihren Entfüh-rern nach Möglichkeit. Dieſe müſſen eine hölzerne Ga-bel tragen, die hinten am Nacken durch einen Schieber oder ſtarken Riegel verſchloſſen iſt, ſo daß ſie den Kopf nicht durchziehen können. Das Ende des Stiels der Gabel trägt der Führer des Sclaven, und da Letzterm die Gabel ſelber an und um den Hals befeſtigt iſt, ſo kann der Führer den Sclaven bei der geringſten Bewe-gung zu Boden werfen, oder gar erwürgen. Der Na-gel oder Schieber hinten am Halſe iſt ſo feſt eingenietet, daß man den gekauften Sclaven lieber den einen Zacken der Gabel abſägt, als ſich die Mühe nimmt, den Schluß-nagel herauszuziehen. Manche Sclaven verlieren in den Häuſern der Weißen ihre Freiheit auf eine gewalt-thätige Art. Der ſchwarze Kaufmann lockt einen Neger in die Wohnung eines fremden Weißen, ihn mit Branntwein zu bewirthen. Mit dem Weißen ver-ſtändigt er ſich durch Zeichen, ob ihm der Mann

anſteht oder nicht. Wird der Neger gut gefunden, ſo legt man ihn ſogleich in Feſſeln, achtet gar nicht darauf daß er ein freier Mann war, läßt ihn genau unterſuchen, führt ihn hierauf in die Bombe, und das Boot liefert ihn den andern Tag am Bord des Schiffes ab, wo an keine Befreiung zu denken iſt.

Die Bombe iſt ein feſtes Gefängniß am Lande, welches die Weißen entweder wegen ſeiner Dunkelheit ſo nennen, oder bei den Negern ein Mann Bombe oder Bomba heiſt, den der Mafuc den Kapitänen während der Zeit ihres Aufenthalts überläßt, um die Sklaven auf dem Schiffe ſingen und tanzen zu lehren, und ſie in Ordnung zu halten.

Die Bombe iſt ein Gefängniß unter dem Comtoir oder der Wohnung des Schiffscapitains, von ſtarken Bauſtämmen errichtet. Wenn die Sklaven des Abends ankommen, werden ſie hier während der Nacht aufbewahrt, und der Kapitain, der über dieſem Kerker wohnt, hört durch den leichten Fußboden ſeiner Wohnung die Klagen und Seufzer ſeiner Gefangenen über ihr trauriges Schickſal. Denn viele glauben, ſie würden von den Weißen gefreſſen, und wenn man ſie auch zu beruhigen und zu tröſten ſucht, ſo bilden ſie ſich dennoch ein, dies geſchehe, um zu verhindern, damit ſie nicht durch Abhärmen all zu mager würden.

Sobald ein Sklave dem Schiffskapitain zum Verkauf gebracht wird, übergiebt dieſer ihn ſeinem Schiffs-

wundarzt, der die Augen, Zähne, Hände, Beine ꝛc. aufs genaueſte unterſucht. Die Betrügereien der ſchwarzen Kaufleute machen dieſe Vorſicht nothwendig. Ich hatte einem Mäkler verſchiedene Waaren vorgeſtreckt, ohne von ihm Sclaven zu erhalten. Ich warf ihm ſeine Nachläſſigkeit vor, und drohete, dem Mafuc eine Anweiſung auf ihn zu geben, worauf er ſogleich ſeine Schuld abzutragen verſprach, und Wort hielt. Er hatte aber nur einen alten Neger von guten weißen Zähnen aufgetrieben, den aber wegen ſeiner Jahre kein Schiffer gekauft haben würde. Dieſem raſirte er Haare und Bart ſauber ab, ſchwärzte ihn mit Schießpulver, ſo daß der Sclave ein ſchöner Neger ward, und den aufmerkſamſten Käufer betriegen mußte. Ich kaufte ihn alſo, allein zwei Tage darauf wurden die weißen oder grauen Haare bald ſichtbar. Seitdem hatte ich immer warmes Waſſer zur Hand, und ließ jeden Neger, der mir verdächtig ſchien, abwaſchen oder vielmehr abſcheuern.

Iſt die Unterſuchung geſchehen, ſo erfolgt die Bezahlung, die gewöhnlich gegen Ende des Handels aus einem Pack von vierzehn vorher ausgeſuchter Artikel, vorzüglich von der beſſern Art beſteht, um die Abreiſe zu beſchleunigen, weil die Erhaltung der Sclaven auf dem Schiffe koſtbar iſt. Bei den Schnittwaaren oder Zeugen werden die Neger aber ſehr betrogen, weil ſie nicht das vorgeſchriebene Maaß halten. Aber ſie ſind auch klüger geworden, und beſtimmen die Länge der Zeuge ganz genau. Man kann daher die Neger nur in

Gedächtnißſachen anführen, weil ſie nicht ſchreiben, auch nicht Rechnung halten können. In den Packen ſucht man vorzüglich Waaren von geringern Werth anzubringen, die theurern oder diejenigen, welche neun Pagnen am Werth betragen, zurück zu behalten, um bei vorfallender Gelegenheit gut aſſortirt zu ſeyn. Ein Pack von vierzehn Artikeln iſt daher bald mehr, bald weniger werth, nachdem ſolches viele Guineen *) oder andere theure Zeuge enthält.

Der Capitain verzeichnet das Pack, aus den erhandelten Waaren beſtehend, auf einer Schiffertafel, die er dem Mäkler giebt. Dieſer bringt die Tafel dem Schiffslieutenant, welcher den Mäkler bezahlt, die Waaren aufſchreibt, auch das Pack und den Sclaven numerirt. Jeden Abend wird genaue Rechnung gehalten, die verkauften Waaren mit den übriggebliebenen verglichen, und Einkauf und Bezahlung in die Bücher getragen. Hat der Mäkler das Pack erhalten, ſo überliefert er ſolches den ſchwarzen Kaufleuten, denen die Sclaven vorher gehörten. Von dieſen wird jede Waare ſorgfältigſt unterſucht, und wenn ſich in den Zeugen ein Loch oder ein kleiner Schaden findet, ſogleich zurückgegeben. Doch werden ſie wieder ange-

*) Guineen ſind bunte oſtindiſche oder auch europäiſche Cattune, 13 bis 14 Ellen lang und beinahe zwei Ellen breit. Weil ſie in Guinea ſtarken Abſchnitt finden, haben ſie den Namen von dieſer Küſte erhalten. Ein ſolches Stück gilt im Negerhandel 27 Pagnen.

nommen, wenn man ihnen einige Meſſer oben drein giebt. Der Mafuc erhält gewöhnlich an Mäklergebühren von jedem Sclaven zwei bis drei Stück, und überdem ein Geſchenk von zwei andern Stücken. *) Hat er alſo zwanzig Sclaven verhandelt, ſo erhält er beinahe hundert Stück (pieces) für eigene Rechnung. Am Ende des ganzen Handels oder vor Abfahrt des Schiffs, zieht man dieſe Stücke von den Waaren ab, die er abſchläglich oder während des Handels voraus erhalten hat. Bei dieſer Rechnung aber wird er gewaltig betrogen.

Verlangt ein Mäkler Waaren zum voraus, ſo läßt man ſie ihm unweigerlich verabfolgen, und er kann zum vierten- und fünftenmale dergleichen bekommen. Es werden aber immer mehr angeſchrieben, als er wirklich empfangen hat, und ohne ihm zu ſagen, was er ſchuldig geworden. Einige Zeit hernach befrägt der weiße Kaufmann ihn, wie viel glaubſt du wohl für deine Rechnung ſchon erhalten zu haben. Der Neger,

*) Bei Beſtimmung der Europäiſchen Waaren ſetzt Herr Degrandpré zu viel bei ſeinen Leſer voraus, oder bezeichnet den eigentlichen Werth der Waaren bei den Negern nicht allemal deutlich. Daher man oft nicht weiß, ob man unter Stück, einen einzelnen Artikel, wie Branntwein, Pulver ꝛc., oder ein ſogenanntes Stück verſtehen ſoll, das aus mehreren Waaren beſteht, und von drei bis zu neun Pagnen berechnet wird. Es war daher für den Ueberſetzer nicht leicht, jedesmal die Meinung des Verf. zu errathen.

der durch dieſen Handel noch mehr zu gewinnen hofft, ſagt oft doppelt ſo viel vorausgenommen zu haben, als er wirklich empfangen. Weit davon entfernt, ihn aus ſeinem Irrthum zu reiſſen, rühmt der weiße Kaufmann vielmehr ſein treffliches Gedächtniß. Du haſt völlig Recht, ſagt dieſer, und trägt hierauf die anerkannte Anzahl Waaren in die ſchon vorher vergrößerte oder verfälſchte Rechnung ein. Findet der Neger etwa hernach ſeine Rechnung allzuhoch angeſchwollen, und beſchwert ſich darüber, ſo ſagt man ihm, du haſt ja ſelber ſo und ſoviel eingeſtanden, und da er ſich nicht zu helfen weiß, und das Gegentheil nicht zu erweiſen vermag, muß er ſich endlich zufrieden geben, und den Schaden tragen. Andere, die verſchmizter ſein wollen, ſchlingen ſoviel Knoten in die Schnüre ihrer Gürtel, als ſie Waaren im Voraus nehmen, dieſe ſind freilich ſchwerer zu betriegen. Da ſie die Waaren aber bisweilen durch ihre Leute abholen laſſen, oder mit mehreren Schiffen zugleich Verkehr treiben, verwirren ſie ſich bei ihren Knoten, oder verwechſeln den einen Gürtel mit den andern, ſo daß man ſie leicht überführen kann, ſie hätten zu wenig Knoten gemacht. Hat das Schiff nun ſeine ganze Ladung eingenommen, ſo läßt man abermals die Trommel rühren, um alle Mäkler am Bord zu rufen, und ſich mit ihnen zu berechnen. Dies kann aber ſelten ohne Zank und Hader beendigt werden, und oft werden mehrere Schiffscapitains herbei gerufen, um die Forderungen der verſchiedenen Mäkler zu berichtigen. Die Streitigkeiten wegen der ſogenannten Landeskinder ſind am ſchwerſten zu ſchlichten. Zuweilen

braucht ein Negermäkler zu ſeinem Handel ein ganzes Pack Waaren, welches man ihm aber, als einen zu großen Vorſchuß verweigert. Weil er nun die Waaren nothwendig haben muß, ſo ſtellt er dagegen einen Bürgen, der des Mäklers Freund, Verwandter oder Unterthan iſt, und auf der Küſte den Namen Landskind (fils de terre) führt. Kann der Mäkler den Bürgen nicht durch Zahlung befreien, ſo muß dieſer als Sclave die Reiſe nach St. Domingo machen. Der Mäkler ſchreit zwar dagegen, und verlangt die Waaren von ſeinen Mäklergebühren abzuziehen. Dies verweigert der Capitain, entweder weil er ihm nichts ſchuldig zu ſein glaubt, oder wenn er ihm auch ſchuldig iſt, dennoch das Pack nicht zurück nehmen will, weil es ihm um Sclaven zu thun iſt, er auch wohl in den Fall kommen kann, manches Pack Waaren zurück nehmen zu müſſen. Jetzt bleibt dem armen Mäkler nichts weiter übrig, als auf den andern Schiffen einen Sclaven zu erbetteln, den er auch noch erhält, wenn er ſeinen Freund dafür als Geiſſel zurück läßt. Weil nun dieſe Landskinder nach und nach auf ſieben bis acht Schiffen Arreſt halten müſſen, ſo ſterben ſie zuletzt am Schaarbock.

Die nach Weſtindien beſtimmten Negerſclaven ſind auf dem Schiff ganz ohne alle Bekleidung. In der Mitte des Verdecks iſt eine acht Fuß hohe, bretterne, mit ſtarken Nägeln beſchlagene Scheidewand aufgeführt, um beide Geſchlechter von einander abzuſondern. Zwei Mann ſtehen auf einer Gallerie beſtändig Wache, um

die Neger zu beobachten. Auch hat man in dieſer Schanze Löcher für zwei Kanonen angebracht, um ſie auf die Sclaven bei dem geringſten Aufruhr abzuſchießen. Ihre Nahrung am Bord des Schiffs beſteht aus zwei Mahlzeiten von gekochten Bohnen mit Salz und Pimento *) gewürzt. Dieſe Speiſe iſt ſehr geſund, und erhält die Neger auf der Reiſe ziemlich wohl belebt. Ihr Getränk beſteht aus bloßen Waſſer.

Jeder Sclave trägt am Halſe ſeine Nummer auf ein Stück Blei oder Holz gezeichnet, auch einen Löffel an einem Faden, aus der Fächerpalme gedreht. Man giebt ihm zuweilen auch etwas Toback zum rauchen, daher die Nummer, der Löffel, die Pfeife und der Toback die einzige Bedeckung ihrer Blöße ſind. Den Toback giebt man den Sclaven, weil man dadurch dem Schaarbock vorzubeugen glaubt. Man nimmt auf der Reiſe auch viele Palmenfaſern mit, um die Neger zu beſchäftigen,

*) In der Urſchrift wird der africaniſche Pfeffer immer Pimento genannt. Ob der Pimentobaum auch im weſtlichen Africa wächſt, iſt noch nicht ausgemacht. Proyart will ihn zwar in Loango gefunden haben, aber ſeine Beſchreibung paßt auf den weſtindiſchen Pimento nicht; man weiß aber, daß dort mehrere Pfeffergattungen, wie ſchwarzer Pfeffer, eben ſo ſcharf und beißend wie der indiſche, Cajennepfeffer und Paradieskörner in Menge gefunden werden. Letztern ſcheint der Verf. unter Pimento zu verſtehen, die während der erſten portugieſiſchen Schiffahrten in Menge ausgeführt, und hernach von dem oſtindiſchen Pfeffer verdrängt wurden. Jene Körner heißen auch Malagetta, und beim Linné, Amomum grana Paradiſi.

theils allerlei Thauwerk für das Schiff zu verfertigen, theils Hüte oder Körbe daraus zu flechten. Für dieſe Arbeiten wird ihnen dann und wann Zwieback und Branntwein gereicht. Sie ſchlafen in dem Zwiſchendeck auf dem bloßen Boden. In der Mitte dieſes Behältniſſes iſt oben eine Oefnung, acht Fuß breit und mit einem ſtarken hölzernen Gitter bedeckt, um Licht und Luft herein zu laſſen. Auf der Schiffsſchanze richtet man ein Behältniß für die Kranken ein, die gut gepflegt werden. *) Es iſt gebräuchlich, die männlichen Sclaven an Hand und Fuß aneinander zu feſſeln, wenigſtens funfzig der ſtärkſten Neger. Auf meinem Schiffe iſt dieſes jedoch nie geſchehen, meine Neger ſind immer frei geblieben, und ich habe nie Urſache gehabt, meine Abweichung von der Regel zu bereuen, indem meine Sclaven an Bord nie einen Aufſtand verſucht haben.

*) Auf den wenigſten Sclavenſchiffen werden die Neger während der Reiſe auf die oben beſchriebene Art behandelt. Man darf nur darüber Falconbridges Nachricht vom Sclavenhandel auf der Küſte von Africa, Leipzig 1790 nachleſen. Will man ſich überzeugen, wie enge und eingezwängt ſie in dem ihnen angewieſenen Raum liegen müſſen, ſo daß ſie nicht einmal aufrecht ſitzen können, ſo giebt davon Wadſtroms Abbildung des Innern eines Negerſchiffs im Eſſay on Coloniſation. T. II. die deutlichſte Anſicht.

Bayerische Staatsbibliothek München

Franz Steckeler
Buchbinderei
Höchstädt/Do.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grandpré, Louis <<de>>,

Reise nach der westlichen Küste von Africa in den Jahren 1786 und 1787

Weimar 1801

It.coll. 85,A-5,2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465714-5